

# DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Jg. 8 (März 2023)



Abb. 1: Nadeshda Bojko in Salzwedel. Sie arbeitete nach der Befreiung als Krankenschwester im dortigen Lazarett der Roten Armee

## Nadeshda Bojkos Fotoalbum

Erinnerungsbilder einer Ostarbeiterin

Cord Pagenstecher im Gespräch mit Aleksandar Nedelkovski

Während des Zweiten Weltkrieges wurden aus den durch die Wehrmacht besetzten Ländern viele Millionen Menschen zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich verschleppt. Die sogenannten Ostarbeiter und Ostarbeiterinnen standen in der nationalsozialistischen Ausländerhierarchie auf der untersten Stufe. Fast drei Millionen Menschen wurden aus der Sowjetunion, überwiegend aus Belarus und der Ukraine, zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich deportiert. Aufgrund der „Ostarbeiter-Erlasse“ vom 20. Februar 1942 waren sie dazu verpflichtet, ein blaues Stoffquadrat mit der weißen Aufschrift „OST“ gut sichtbar an ihrer Kleidung zu befestigen. Ein deutliches Zeichen der Ausgrenzung. Nadeshda Terentewa, geborene Bojko, war eine von ihnen. Sie kam bereits 1942 in die „Stadt des KdF-Wagens“, das heutige Wolfsburg, und leistete im Volkswagenwerk bis zum Kriegsende Zwangsarbeit. Dort arbeiteten ab 1942 zwischen 4.000 und 5.000 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus

der Sowjetunion. Die „Ostarbeiter“ stellten die größte Zwangsarbeitergruppe mit einem Frauenanteil von knapp 50 Prozent.<sup>1</sup> Nadeshda Terentewas Tochter, Ekaterina Terentewa, überlieferte dem *Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* ein Fotoalbum ihrer Mutter in digitaler Form. Diese zeitgenössischen Fotografien sind eine hochspannende, aber auch schwer zu deutende visuelle Quelle. Über die sie betreffenden Fallstricke und Potenziale sprachen wir mit dem Historiker Cord Pagenstecher.

**Aleksandar Nedelkovski:** Im Jahr 1942 suchten ukrainische Polizisten nach Mädchen und Jungen, um sie zur Zwangsarbeit nach Deutschland zu schicken.<sup>2</sup> Einer der Polizisten kam im Zuge dieser Suche auch ins Haus der Familie Bojko. Nadeshda Bojko, damals 19 Jahre alt, meldete sich „freiwillig“ für den Arbeitseinsatz in Deutschland, um ihre beiden Schwestern zu schützen. Von dort hat sie nach Kriegsende eine kleine Anzahl an Fotografien mit

zurück in die Heimat gebracht, aus denen sie später ein kleines Fotoalbum zusammenstellte. Wie ordnen Sie den Fund des Fotoalbums ein? Sie haben sich intensiv mit dem Themenkomplex Zwangsarbeit und Fotografie beschäftigt – sind Ihnen vergleichbare Alben bekannt? Und falls ja, was macht Bojkos Fotoalbum besonders?

**Cord Pagenstecher:** Fotografien sind eine wichtige Quelle für die Geschichte der ‚zivilen‘ Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, also jener Millionen zur Arbeit verschleppten Menschen, die nicht der SS oder Wehrmacht, sondern dem Arbeitsamt und einzelnen, meist privaten Firmen und Arbeitgebern unterstellt waren. Schriftliche Dokumente fehlen zumeist oder spiegeln einseitig die Täterperspektive wider. Persönliche Zeugnisse wie Fotografien zeigen uns dagegen individuelle Wahrnehmungs- und Erinnerungsmuster, aber auch manche ereignisgeschichtlichen Details. Anders als spätere Interviews oder Erinnerungsberichte

sind sie bereits während des Geschehens entstanden.

Die meisten heute veröffentlichten Fotos aus der NS-Zeit sind in gewisser Weise Täterfotos, nämlich Erfassungs- oder Pressebilder deutscher Profifotografinnen und -fotografen. In vielen Publikationen dienen sie als Illustration, ohne ihren Entstehungskontext – Fotografie als Repressions- und Manipulationsinstrument – zu reflektieren. Fotos aus den Händen der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter können dagegen als Opferfotos bezeichnet werden. Ihre Bedeutung liegt aber gerade darin, die Eigentümerinnen und Eigentümer der Bilder aus der ihnen oft allzu pauschal zugewiesenen Opferrolle herauszuholen und sie als Handelnde zu zeigen – in unterschiedlichen Lebensbedingungen und mit vielfältigen Selbstbehauptungsstrategien.<sup>3</sup>

Trotz der damaligen Fotografierverbote und der Ausbeutung und Repression in den Lagern gibt es erstaunlich viele Fotografien im Privatbesitz ehema-

### Editorial

Von Alexander Kraus

Es ist ein seltenes Glück, wenn sich Nachfahren ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter mit schriftlich oder bildlich festgehaltenen Erinnerungen ihrer Eltern an eine deutsche Institution in ebenjener Stadt wenden, in der Mutter oder Vater einst Leid, Repression und Willkür erfahren haben. Nadeshda Bojko war eine der annähernd drei Millionen Menschen, die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft aus der Sowjetunion ins „Deutsche Reich“ deportiert worden waren. Ein nur wenige Seiten dünnes Fotoalbum Bojkos, das durch ihre Tochter abfotografiert und dem IZS zugespielt worden ist, erinnert an die in der „Stadt des KdF-Wagens“ verbrachten Jahre der Zwangsarbeit und die anschließenden Monate in Friedensau. Doch wie umgehen mit jenen gerade einmal 14 Aufnahmen, die doch zu einem guten Teil „Fotografien-wider-Willen“ sind? Cord Pagenstecher, ein Experte auf dem Themenfeld Zwangsarbeit und Fotografie, findet im Interview ebenso anschaulich wie kenntnisreich Antwort auf diese und viele weitere Fragen.

Die in dieser Ausgabe im Anschluss abgedruckten Reden Wolfsburgischer Jugendlicher, die anlässlich des *Internationalen Tag des Gedenkens für die Opfer des Holocaust* an ihren Schulen und im *KulturHaus Westhagen* eigenständig Gedenkveranstaltungen organisiert haben, sind ein sprechendes Zeugnis für die Bedeutung des eigenen Engagements in der Erinnerungsarbeit. Sie wird auf diese Weise zur lebendigen geschichtlichen Erfahrung. Im abschließenden Interview zeigen Carola Jüllig und Stefanie Regina Dietzel, die gemeinsam die Ausstellung *Fortschritt als Versprechen. Industriefotografie im geteilten Deutschland* am *Deutschen Historischen Museum* kuratiert haben, auf, wie unterschiedlich in der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte Fortschrittsgläubigkeit in verschiedenen Industriebranchen – darunter im Wolfsburgischen Volkswagenwerk – fotografisch in Szene gesetzt wurde.





liger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Sie sind allerdings über alle Herkunftsländer verstreut und gelangen meist allein dann in deutsche Archive, wenn die Betroffenen oder ihre Angehörigen persönlich Kontakt aufnehmen und bereit sind, ihre Familienfotos einer Einrichtung im Land der Täter zu übergeben. Die Analyse von Fotografien ist für die eher mit Schriftquellen arbeitende Geschichtswissenschaft eine methodische Herausforderung; erst in den letzten Jahren hat sich so etwas wie eine „Visual History“ als Forschungsfeld etabliert.<sup>4</sup> Besonders schwierig ist die Interpretation privater Fotografien; sie erfordert biografische Nachforschungen, detaillierte Lokalkenntnisse, Sprachkenntnisse zur Entzifferung der Widmungen und schließlich einen Blick für kultur- und geschlechtsspezifische Posen und Gesten.<sup>5</sup>

Wenn die Besitzerinnen oder Besitzer ihre Bilder in einem Fotoalbum angeordnet und kommentiert haben, entspricht das gewissermaßen einer autobiografischen Erzählung, einem bildlichen Erinnerungsbericht. Bislang sind nur wenige Fotoalben ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter bekannt. Ich kenne drei Alben von Niederländern, zwei waren in Berlin, einer in Göttingen eingesetzt. Die Alben gelangten über persönliche Begegnungen an Geschichtswerkstätten oder Dokumentationszentren.<sup>6</sup> Weitere Alben sind wohl noch bei Angehörigen, manche auch auf Flohmärkten oder Online-Auktionen zu finden, so etwa ein Album einer in Helmstedt eingesetzten Ukrainerin.<sup>7</sup>

Das Album von Nadeshda Bojko enthält im Vergleich zu den mir bekannten Alben allerdings sehr wenige Informationen. Es umfasst offenbar lediglich vier Seiten mit 14 Fotografien, die nicht mit Bildunterschriften versehen wurden. Allein auf der ersten Seite steht „Für Blondie von Aelita Sch., Friedensau, 7.12.1945“ (Abb. 2). Offenbar bekam die blondgelockte Nadeshda Bojko das Album von einer Freundin, mit der sie im Winter 1945 in Friedensau bei Magdeburg zusammenarbeitete. In der dortigen *Theologischen Hochschule* betrieb zunächst die *Wehrmacht*, dann die Sowjetarmee ein Lazarett, in dem Nadeshda Bojko nach ihrer Befreiung und vor ihrer Rückkehr in die Ukraine einige Monate arbeitete. Sieben der 14 Fotos entstanden während ihrer Arbeit für die *Rote Armee* nach der Befreiung. Möglicherweise ist Aelita Sch. auf dem rechten Foto auf der ersten Seite des Albums abgebildet.

Viele der hier genannten Hintergrundinformationen erschließen sich jedoch nicht aus dem Album selbst, sondern sind über den Austausch des *Stadtarchivs Wolfsburg* mit Nadeshda Bojkos Tochter zusammengetragen worden sowie einem 2018 für die Initiative „Unsterbliches Regiment“ verfassten Text ebendieser Tochter zu entnehmen.

**Aleksandar Nedelkovski:** Im Fotoalbum ist auch eine Port-

raitaufnahme zu finden, die Nadeshda Bojko zu ihrer Zeit als Zwangsarbeiterin zeigt, deutlich am aufgehängten „OST“-Stoffzeichen zu erkennen. Es kann nicht rekonstruiert werden, wann und unter welchen Umständen die Portraitaufnahme entstanden ist. Die Kulturwissenschaftlerin Britta Lange benennt solche Fotografien unabhängig davon, ob es sich nun um eine Atelier- oder eine Erfassungsfotografie handele, „Fotografien-wider-Willen“. Wie bewerten Sie diese Aufnahme?

**Cord Pagenstecher:** Die meisten Fotoalben aller Epochen enthalten nicht nur selbstgeknipste Aufnahmen, sondern auch geschenkte oder gekaufte Bilder professioneller Fotografen, Postkarten oder Passbilder. Dies gilt besonders für Fotoalben von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die sehr eingeschränkte Fotografiermöglichkeiten hatten. Den aus der Sowjetunion verschleppten „Ostarbeitern“ war genau wie den polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern der Besitz eines Fotoapparats und der Kauf von Filmen verboten. Daher hoben sie vor allem solche Fotos auf, die sie von Familienangehörigen oder Lagerkameradinnen und -kameraden, selten auch von Deutschen, geschenkt bekamen. Dazu kamen auch Porträts und Gruppenfotos, die in einem Fotostudio, einem Automaten oder von einem Lagerfotografen aufgenommen wurden, und eben Erfassungsfotos aus der Arbeitskarte oder dem Lagerausweis.

Dieses Foto ist vermutlich ein solches Erfassungsfoto, aufgenommen laut Stempel auf der Rückseite durch das Wolfsburger Fotostudio Walter Hönl. Inwiefern dieser Fotograf vom Volkswagenwerk beauftragt war, ist unbekannt.<sup>8</sup> Der ungerade beschnittene Rand und Spuren eines Stempels oder rostiger Heftklammern lassen vermuten, dass es aus einem Ausweisdokument herausgelöst wurde. Auf der Brust trägt Nadeshda Bojko allerdings nicht die bei Registrierungsbildern übliche Nummer, sondern, etwas schräg befestigt, das „OST“-Abzeichen. Dieses diskriminierende Abzeichen bekamen die sowjetischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in der Regel nach der Registrierung und mussten es stets sichtbar tragen. Aus Nadeshda Bojkos Gesicht blickt die Erschöpfung, Angst und Erniedrigung, die die „Hygiene“-, Erfassungs- und Verteilungsprozeduren in den Durchgangslagern bei den Betroffenen auslösten.

Das Foto, auf dem der Aufnahmer zu erkennen ist (Abb. 3), ist offensichtlich wider Willen aufgenommen worden. Solche Erfassungsfotos versinnbildlichen die umfassende und erniedrigende Kontrolle, die die Struktur des Zwangsarbeitersystems kennzeichnete und die Erinnerung der Betroffenen bis heute prägt. Bildlich gleichen sie anderen Registrierungsphotos vor oder nach der NS-Zeit. Sie dienten in ihrem Gebrauch aber nicht nur der Erfassung, sondern manchmal auch der rassistischen Selektion. Wie



Abb. 2: „Für Blondie“. Links Nadeshda Bojko, rechts Aelita Sch., unten die Burg Neuhaus



Abb. 3: Links oben Nadeshda Bojkos Erfassungsfotografie. In der Mitte Nadeshda Bojko und Inga in der Burg Neuhaus. Rechts zu sehen ist Inga und unten Józef

blond die Haare, wie gerade die Nase auf einem Foto war, konnte bei eventuellen Strafverfahren gegebenenfalls über Leben und Tod entscheiden. Bei Nadeshda Bojko ist davon nichts bekannt, jedoch gelang es ihr aufgrund ihrer blonden Haare und ihres guten Schuldeutschs, sich zumindest zeitweise als Volksdeutsche auszugeben und dadurch einer etwas leichteren Arbeit zugewiesen zu werden.

**Aleksandar Nedelkovski:** Mitunter – das zeigen weitere Portraitaufnahmen von „Ostarbeiterinnen“ und „Ostarbeitern“ aus dem *Wolfsburger Stadtarchiv* (StadtA WOB, S20) und insbesondere auf deren Rückseiten festgehaltene persönliche Widmungen – handelte es sich bei ihnen um regelrechte Tauschobjekte. Warum und zu welchem Zweck wurden solche Fotografien aufgehoben? Immerhin erinnern sie ihren Besitzer beziehungsweise ihre Besitzerin an Verschleppung, Zwangsarbeit und Unfreiheit.

**Cord Pagenstecher:** Viele Erfassungsfotos verblieben später im Privatbesitz. Wir müssen uns vor Augen führen: Für viele Betroffene war ihr Ausweisfoto nach dem Krieg das einzige „Souvenir“ ihrer in Deutschland verlorenen Jugend. Zum Abschied bei Kriegsende oder bei einer Verlegung in ein anderes Lager schenkten manche Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter ihr Porträt, und sei es ein Erfassungsfoto, ihren Freundinnen oder Lager-

kameraden als Zeichen der Erinnerung. Oft schickten sie es auch per Post als Lebenszeichen an die zuhause gebliebenen oder an in andere Lager verschleppte Familienangehörige.

In den Lagern wurden in der Tat häufig Fotoabzüge oder Filmmaterial gegen Zigaretten oder Brot getauscht. Mit Widmungen versehene Fotografien dienten jedoch der Erinnerung an eine Lagerfreundschaft. In den Zwangsarbeiterlagern litten die aus ihrer Heimat verschleppten Menschen, viele noch Jugendliche oder Kinder, nicht nur unter Ausbeutung, Gewalt, Diskriminierung, Hunger, Kälte und Bombenangriffen, sondern hatten auch Heimweh und Sehnsucht nach ihrer Familie. Unter diesen Umständen waren Freundschaften von großer Bedeutung. Sie gaben Anerkennung, spendeten Trost, waren gelebte Solidarität. Viele junge Menschen verliebten sich auch in Kameradinnen und Kameraden aus anderen Herkunftsländern.

Aus den Widmungen auf der Rückseite geht oft hervor, wie schmerzhaft Erinnerungen auch mit einem scheinbar glücklich lächelnden Porträt verbunden sein können, wie ambivalent die Erinnerung an die eigene, in der Fremde verlorene Jugend oft ist.<sup>9</sup>

**Aleksandar Nedelkovski:** Innerhalb des Albums findet sich auch eine Portraitaufnahme eines jungen Mannes, das, so wirkt es für mich, nach Kriegsende aufgenommen worden sein muss. Sein

Name, das wissen wir von Nadeshda Bojkos Tochter, ist Józef (Abb. 3.). Er war ein polnischer Zwangsarbeiter, der der verletzten Nadeshda Bojko bei Fliegeralarm dabei helfen musste, von der Krankenstation in den Luftschutzkeller zu gelangen.<sup>10</sup> Welche Rolle spielen Fotografien in solchen speziellen Erinnerungsfällen?

**Cord Pagenstecher:** Das Bild kann durchaus während des Krieges entstanden sein; darüber ist nichts Genaues bekannt. Vermutlich hatte der junge polnische Zwangsarbeiter Józef (Nachname unbekannt) sein Porträt Nadeshda Bojko zur Erinnerung geschenkt. Welche Verbindung die beiden außer der Erfahrung der Bombenangriffe auf der Krankenstation hatten, wissen wir nicht.

Viele ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter besitzen Fotos, die die Bombenangst als prägende Erfahrung der Zwangsarbeit thematisieren, etwa Bilder der brennenden deutschen Häuser, der Beerdigung getöteter Kameradinnen und Kameraden oder der nach der Rückkehr von der Arbeit zerstört vorgefundenen eigenen Baracke. Nadeshda Bojko hatte die traumatische Erfahrung einer schweren Verletzung und immer wieder die fürchterliche Angst bei weiteren Bombardements erlebt; da half das Porträt eines hilfsbereiten jungen Mannes vermutlich bei der Verarbeitung der erlebten Schrecken.



**Aleksandar Nedelkovski:** Das Fotoalbum zeigt überwiegend Aufnahmen, die zwar nach Kriegsende, aber noch in Deutschland aufgenommen worden sind. Auf einer solchen sehen wir Nadeshda Bojko gemeinsam mit einer Freundin als ‚Touristinnen‘ vor der Burg Neuhaus, die bis 1939 als *Reichssportschule* des *Reichsnährstandes* genutzt wurde und die unweit der damaligen „Stadt des KdF-Wagens“ gelegen ist. Offenbar ist sie oder sind die beiden noch einmal an den Ort ihrer Zwangsarbeit zurückgekehrt. Wiederum andere Fotografien stammen aus dem Lazarett der Sowjetarmee in der *Theologischen Hochschule Friedensau*, wo sie als Krankenschwester aushalf. Was erzählen uns diese Bilder?

**Cord Pagenstecher:** Leider sind die Aufnahmedaten meistens nicht bekannt; ohne historisches und biografisches Kontextwissen erzählen die Bilder erst einmal wenig. Zu ihrer Interpretation sind also weitere Recherchen nötig.

Aus den 2018 von der Tochter aufgezeichneten Erinnerungen geht hervor, dass zwei Fotos 1943 auf der Burg Neuhaus nahe der „Stadt des KdF-Wagens“ aufgenommen wurden. Ein Bild zeigt Nadeshda Bojko, die in der Küche arbeitete, mit ihrer deutschen Arbeitskollegin Inga (Nachname unbekannt) (Abb. 3.), die in der Ingenieurskantine bediente. Offenbar konnten die jungen Frauen in der knappen Freizeit zu der – vor dem Krieg als *Reichssportschule* genutzten – Burg spazieren und sich dort von irgendjemandem, vielleicht einem Bekannten der Arbeitskollegin, fotografieren lassen.

Solche Ausflugsfotos gibt es von vielen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Sie dokumentieren einerseits, dass ‚zivil‘ Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, selbst wenn sie aus der Sowjetunion stammten, gewisse Bewegungsspielräume hatten, wie es sie in Konzentrations- oder Kriegsgefangenenlagern nicht gab. Diese so harmlos wirkenden Freizeitbilder belegen eine wichtige Funktion privater Fotografien, nämlich glückliche Momente, Ausflüge, Feiern, Freundschaftstreffen für die Erinnerung zu dokumentieren. Zentrale Aspekte der Zwangsarbeit wie Arbeit, Gewalt, Widerstehen oder Flucht sind fast nie fotografisch dokumentiert.

Drei der Fotos im Album erhielt Nadeshda Bojko vermutlich von ihrer deutschen Arbeitskollegin Inga. Rechts neben dem Ausflugsfoto ist ein Porträt von ihr eingeklebt. Bekanntschaften mit deutschen Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen, Nachbarinnen und Nachbarn oder zumindest freundliche Gesten von deren Seite waren selten, wurden aber umso aufmerksamer registriert und später genau erinnert, oft auch besonders emotional beschrieben.

Die sieben letzten Fotografien entstanden dagegen nach der Befreiung, als Nadeshda Bojko in Lazaretten der *Roten Armee* arbeitete, zunächst in Salzwedel, dann in Friedensau (Abb 1., 4.).



Abb. 4: Fotografien aus ihrer Zeit im sowjetischen Lazarett im Gebäude der *Theologischen Hochschule Friedensau*

Viele sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden nach der Befreiung in den Filtrierlagern auf eine mögliche Kollaboration hin befragt und mussten dann für längere Zeit in der sowjetischen Armee dienen oder für diese im besetzten Deutschland arbeiten. Nadeshda Bojko ist auf dem Bild rechts unten sitzend ganz links abgebildet. Sie hatte schon als Jugendliche von einem Medizinstudium geträumt und scheint hier im Kollektiv des Lazaretts gut eingebunden zu sein, wenn wir den von offensichtlich professionellen Fotografen auf typische Weise arrangierten Gruppenfotos glauben wollen. Diese Bilder sind die einzigen des Albums, in dem ein Arbeitskontext zu sehen ist, wenngleich in stark inszenierter Weise. Das Bild oben links, auf dem Nadeshda Bojko einen vor ihr liegenden Verletzten versorgt (oder dies im Freien nachspielt), wirkt geradezu wie eine christliche Pietà-Darstellung.

**Aleksandar Nedelkovski:** Die Literaturwissenschaftlerin Marianne Hirsch schreibt, dass einzelnen Fotografien in einem Fotoalbum stets eine soziale Funktion zugewiesen wird. Das gemeinsame Betrachten der Aufnahmen eröffnet sodann die Möglichkeit, sich gemeinsam zu erinnern, aber auch Familiengeschichte weiterzuerzählen. Welche Funktionen übernehmen Fotoalben von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern bei der Tradierung eines Familiennarrativs, der Aufarbeitung beziehungsweise Weitergabe von Traumata?

**Cord Pagenstecher:** Einige Funktionen der privaten Fotografie im Allgemeinen habe ich bereits benannt. Hervorheben möchte ich, dass private Fotoalben der privaten Erinnerung die-

nen. Sie werden in der Regel nur im Freundes- und Familienkreis gezeigt. In der familiären Überlieferung spielen sie eine wichtige Rolle, da sie häufig Angel- und Ausgangspunkte für persönliche Erinnerungserzählungen und damit für die intergenerative Geschichtsvermittlung sind. Wie dies mit diesen Fotos in dieser Familie war, darüber könnte ich ohne weitere Informationen von der Tochter nur spekulieren.

**Aleksandar Nedelkovski:** Welche Rolle spielen solche Fotoalben im kollektiven Gedächtnis? In welcher Form werden diese Erinnerungsbilder geteilt, so sie überhaupt den privaten, geschützten Raum verlassen.

**Cord Pagenstecher:** Verschiedene Studien haben die Bedeutung dieser familiären Tradierung von Geschichtsbildern auch für die kollektive Erinnerungskultur gezeigt.<sup>11</sup> Dies gilt vermutlich auch für Fotoalben ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die – vor allem, aber nicht nur in der Sowjetunion – als potenzielle Kollaborateurinnen und Kollaborateure jahrzehntelang aus dem kollektiven Gedächtnis ausgegrenzt wurden. Erst nach dem Ende des kommunistischen Regimes und vor allem im Zuge der Entschädigungsdebatte konnten die privaten Erinnerungen an die Zwangsarbeit öffentlich gemacht werden. Manchmal wurden nun, mehr als fünf Jahrzehnte nach dem Krieg, die privaten Erinnerungsbilder wieder öffentliche Dokumente: Im Kontext von Entschädigungsanträgen verhalfen sie als Nachweis der geleisteten Zwangsarbeit ihren Besitzerinnen und Besitzern gelegentlich zu einer kleinen finanziellen Kompensation für ihre Leiden, wenn sie denn anerkannt wurden. Aus allen Län-

dern der ehemaligen Sowjetunion erhielt die 1988 gegründete – und 2022 offiziell aufgelöste – Menschenrechtsorganisation *Memorial* 1990 nach einer Falschmeldung in einer Zeitung über 400.000 Briefe von ehemaligen „Ostarbeitern“ und „Ostarbeiterinnen“, die auf eine Entschädigung hofften. Darunter waren auch zahlreiche Fotografien, mit denen *Memorial* später Ausstellungen und Publikationen erarbeitete.<sup>12</sup> Viele Betroffene schickten solche Fotos auch an deutsche Archive und Forscherinnen wie Forscher, die dann in ihren Veröffentlichungen mit diesen Bildern versuchten, den anonymen und erniedrigten Opfern der Zwangsarbeit ein persönliches Gesicht zu geben. Vielfach fanden Angehörige die Fotos aber auch erst nach dem Tod der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Manche warfen sie weg, manche verkauften sie auf Flohmärkten oder über Online-Auktionen, manche recherchierten nach ihren Kontexten und nahmen Kontakt mit deutschen Lokalarchiven auf.

Im Fall von Nadeshda Bojko zeichnete die Tochter die Erinnerungen der Mutter auf, beschrieb die Fotos, recherchierte im Internet nach historischen Kontexten und erarbeitete daraus eine Würdigung ihrer verstorbenen Mutter. Diesen 26-seitigen Text verfasste sie im Jahr 2018 als Beitrag zum „Unsterblichen Regiment“. Das „Unsterbliche Regiment“ ist eine zunächst zivilgesellschaftlich entstandene Initiative zur familienbiografischen Erinnerung an die im „Großen Vaterländischen Krieg“ gefallenen Sowjetsoldaten. Rasch wurde diese 2012 in Tomsk entstandene Bewegung von Wladimir Putin und der nationalistischen Propaganda vereinnahmt; zum 70. Jahrestag des Sieges zogen im Mai 2015, ein Jahr nach

der Annexion der Krim, wohl 12 Millionen Menschen mit selbstgemachten Porträts ihrer als Soldaten der *Roten Armee* gefallenen Väter und Großväter durch die Städte Russlands.<sup>13</sup> In dieser familiär verankerten, nationalen Heldenerzählung haben die ehemaligen „Ostarbeiter“ normalerweise keinen Platz, erst recht nicht die lange Zeit auch noch sexueller Kollaborationen verdächtigten „Ostarbeiterinnen“. Dass Ekaterina Terentewa 2018 in dem seit vier Jahren von Russland annektierten Sewastopol ihre als „Ostarbeiterin“ aus der Ukraine nach Deutschland verschleppte Mutter als Kämpferin des „Unsichtbaren Regiments“ würdigt, ist daher bemerkenswert.

*Cord Pagenstecher, Historiker an der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin, Bereich Digitale Interview-Sammlungen. Aufbau und Kuratierung von Oral History-Archiven wie „Zwangsarbeit 1939–1945“ oder „Colonia Dignidad“. Leitung des Interviewportals „Oral-History.Digital“ (<https://www.oral-history.digital/>). Vorher Tätigkeiten bei der Berliner Geschichtswerkstatt und der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Veröffentlichungen zur Oral und Visual History, NS-Zwangsarbeit sowie Migrations- und Tourismusgeschichte ([www.cord-pagenstecher.de](http://www.cord-pagenstecher.de)).*

1 Ausführlich dazu Klaus-Jörg-Siegfried, *Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939–1945*. Frankfurt am Main 1986; Hans Mommsen/Manfred Grieger, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*. Düsseldorf 1996, S. 544–598.

2 Aussage aus den biografischen Aufzeichnungen der Tochter, Ekaterina Terentewa.

3 Cord Pagenstecher, „Erfassung, Propaganda und Erinnerung. Eine Typologie fotografischer Quellen



zur Zwangsarbeit“, in: Wilfried Reinhaus/Norbert Reimann (Hg.), *Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945*. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien. Bielefeld/Gütersloh 2001, S. 254–266.

- 4 Gerhard Jagschitz, „Visual History“, in: *Das audiovisuelle Archiv*, Nr. 29/30 (1991), S. 23–51; Gerhard Paul, *Visual History – Ein Studienbuch*. Göttingen 2006; Jürgen Danyel/Gerhard Paul/Annette Vowinckel (Hg.), *Arbeit am Bild. Visual History als Praxis*. Göttingen 2017; Gerhard Paul, *Bilder einer Diktatur. Zur Visual History des „Dritten Reiches“*. Göttingen 2020.
- 5 Hanna Lehun, *Zensiert, beschlagnahmt, geheimgehalten. Privatfotos ukrainischer Zwangsarbeiter\_innen aus der Sammlung im Winnycja Regionalarchiv*. Berlin: MA Humboldt Universität 2018; Sina Freinatis, *Zwischen Stigma und Selbstbehauptung. Private Fotografien von NS-Zwangsarbeiter:innen*. Berlin: MA Humboldt-Universität 2020.
- 6 Theo de Jooden, Interview im Alter von 88 Jahren, zur Verfügung gestellt auf den Seiten des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide, online abrufbar unter <https://www.dz-ns-zwangsarbeit.de/zeitzeugenarchiv/interviews/video/de-jooden-theo/> [8.2.2023], Fotos von dem niederländischen Zwangsarbeiter C[ees] Louwerse (Student) zur Verfügung gestellt auf den Seiten des Stadtarchivs Göttingen, Sammlung Tollmien, online abrufbar unter <http://www.zwangsarbeit-in-goettingen.de/texte/fotolouwerse.htm> [8.2.2023], Cord Pagenstecher, „Private Fotoalben als historische Quelle“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Jg. 6 (2009), H. 3, S. 449–463, online abrufbar unter <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Pagenstecher-3-2009> [8.2.2023].
- 7 After Silence, „While staying in Germany“, online abrufbar unter [http://ostarbeiter.in.ua/photos\\_en.html](http://ostarbeiter.in.ua/photos_en.html) [27.12.2022].
- 8 Walter Hönl war zwischen 1939 und 1940/1941 VW-Werksfotograf. Nach seinem Ausscheiden bei Volkswagen eröffnete er das erste Fotostudio in der „Stadt des KdF-Wagens“.
- 9 Beispiele bei Lehun, *Zensiert, beschlagnahmt, geheimgehalten* (wie Anm. 5), S. 33 und 79; Bella Čistova/Kirill Čistov, „Fliege, mein Briefchen, von Westen nach Osten ...“ *Auszüge aus Briefen russischer, ukrainischer und weißrussischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter 1942–1944*. Bern u.a. 1998, S. 184; After Silence, „While staying in Germany“ (wie Anm. 7).
- 10 Bojko hatte bei einem früheren Bombenangriff auf das Volkswagenwerk Kopfverletzungen erlitten. In ihrer Erinnerung sprach sie von Angriffen, die Ostern 1943 erfolgt seien. Unserer Kenntnis nach wurden jedoch mit Ausnahme des Nachtangriffs vom 17./18. Juni 1940 erst ab April 1944 Angriffe auf das Werk geflogen. Ausführlich dazu Manfred Grieger, „Target Volkswagenwerk. Bombenkrieg und Unternehmenspolitik“, in: Günter Riederer (Hg.), *Luftkrieg und Heimatfront. Ein vergessener Fliegermord in der „Stadt des KdF-Wagens“*. Braunschweig 2016, S. 41–56.
- 11 Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt am Main 2002; Michael Papendick/Jonas Rees/Maren Scholz/Andreas Zick, *MEMO Deutschland – Multidimensionaler Erinnerungsmonitor*. Berlin/Bielefeld 2022, online abrufbar unter <https://www.stiftung-evz.de/was-wir-foerdern/handlungsfelder-cluster/bilden-fuer-lebendiges-erinnern/memo-studie> [8.2.2023].
- 12 Irina Scherbakowa (Hg.), *Für immer gezeichnet. Die Geschichte der „Ostarbeiter“ in Briefen, Erinnerungen und Interviews*. Berlin 2019.
- 13 Julie Fedor/Andrea Huterer/Olga Radetzka/Volker Weichsel, „Russlands ‚Unsterbliches Regiment‘. Der Staat, die Gesellschaft und die Mobilisierung der Toten“, in: *Osteuropa*, Jg. 67 (2017), H. 5, S. 61–85.



Männer, Frauen und Kinder bei der Ankunft in Auschwitz-Birkenau; Lilly-Jacob-Album/Yad Vashem

## Fotografie und Verbrechen

### Bilder aus dem Konzentrationslager Auschwitz

Von Aleksandar Nedelkovski

*Was von Auschwitz bleibt* lautet der Titel von Giorgio Agambens 2003 erschienener Fortsetzung seines *Homo sacer*-Projekts. Der italienische Philosoph verhandelt in seiner Schrift unter anderem den Begriff der Zeugenschaft und verweist auf eine Lücke, die ebendiese konstituiert: Selbst die Überlebenden der NS-Tötungsmaschinerie seien im eigentlichen Wortsinn keine Zeugen, da sie den „tiefsten Punkt des Abgrundes nicht berührt haben“. So verstanden gibt es keine Zeitzeugen der *Shoah*. Die Überlebenden sprechen demnach allein im Auftrag für diejenigen, die nicht überlebt haben. Sie „bezeugen“ letztendlich nur „ein Zeugnis, das fehlt“. Primo Levi, Eli Wiesel, Filip Müller oder auch Seweryna Szmagłewska haben versucht, Worte dafür zu finden, das Unbeschreibliche zu beschreiben, sie haben Zeugnis abgelegt für all jene der etwa sechs Millionen Jüdinnen und Juden, die es nicht mehr konnten. Ihre Texte, Erinnerungen und Auseinandersetzungen helfen uns, einen Einblick von und in das Unvorstellbare zu bekommen. Sich ein Bild von Auschwitz zu machen, bleibt aber nichtsdestotrotz ein unmögliches Unterfangen. Und doch bestimmen auch Bilder dieses europäischen Erinnerungsortes die Art und Weise, wie wir diesen erinnern und wahrnehmen. Sie fordern uns auf, uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Sie sind lebendige Bilder des Todes.

Für die meisten Bilder der Lager, die unser Bildgedächtnis der *Shoah* bestimmen, ergibt sich

das Problem für die Betrachtenden, dass sie allein einen kleinen Ausschnitt zeigen, der die Realität nicht abzubilden vermag. Die einzigen überlieferten Fotografien aus dem Inneren des Konzentrationslagers Auschwitz finden sich im sogenannten Lilly-Jacob-Album,<sup>2</sup> dazu kommen vier Fotografien, die heimlich und unter größter Gefahr durch Häftlinge des „Sonderkommandos“ angefertigt worden sind.<sup>3</sup>

Das Lilly-Jacob-Album entstand im Mai 1944 und zeigt die Ankunft der ungarischen Juden, die im sogenannten Ungarn-Programm nach Auschwitz deportiert wurden. Es entstand vermutlich auf Befehl des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß und wurde durch den Leiter des Erkennungsdienstes, Bernhard Walter, und dessen Stellvertreter, Ernst Hoffmann, angelegt. Auf 197 Fotografien werden Ankunft, Selektion, Effektenkammer und Momente unmittelbar vor der Ermordung der Jüdinnen und Juden gezeigt. Wir blicken in die Gesichter der Frauen, Kinder, Männer. Sie sind sorgenvoll, ängstlich, unwissend. Die Fotografien zeigen die Täterperspektive: Der nationalsozialistische Blick auf und in das Lager ist hier ein rein dokumentierender, der die brutale Effizienz der NS-Vernichtungsmaschine für interne Zwecke beweisen soll. Bilder der Gewalt und der menschenverachtenden Bedingungen sind nicht zu sehen.<sup>4</sup>

Fotografische Fragmente aus dem Inneren der NS-Vernichtungsmaschinerie entstanden al-

erdings im Sommer 1944 durch einen jungen Griechen, Alberto ‚Alex‘ Errera, Häftling des „Sonderkommandos“ in Auschwitz. Das sogenannte Sonderkommando war ein an Zynismus und Menschenverachtung kaum zu überbietender Auswuchs nationalsozialistischer Ausbeutungs- und Vernichtungspolitik, der die Opfer zu Mittätern machte. Die Häftlinge des „Sonderkommandos“ waren für den Betrieb der Gaskammern und Krematorien verantwortlich. Sie mussten die nackten Menschen ins Gas führen, ihre Leichen aus den Kammern herausziehen, diese nach verbliebenen Wertgegenständen durchsuchen, sie anschließend in den Krematorien beziehungsweise den Verbrennungsgruben verbrennen und sodann die Asche aus den Öfen entfernen. Mit der Hilfe weiterer Häftlinge gelang es Errera, vier Fotografien unter Lebensgefahr anzufertigen,<sup>5</sup> die ebendiese Arbeit des „Sonderkommandos“ dokumentieren. Eines zeigt die Verbrennungsgruben vor dem Krematorium V, ein weiteres zeigt nackte Frauen auf dem Weg ins Gas. Auf den verbleibenden zwei Fotografien ist auf den ersten Blick nichts außer Bäumen zu erkennen, doch bemerkt der Kunsthistoriker Georges Didi-Huberman zu recht, dass alle vier Aufnahmen die Anspannung der heimlichen Fotoaktion einfangen. Es sind trotz allem Bilder, die sich „an das Unvorstellbare richten und zugleich widerlegen sie es auf denkbar erschütterndste Weise“.<sup>6</sup> Was wird von Auschwitz blei-

ben, wenn die letzten Überlebenden der *Shoah* nicht mehr sind, wenn doch die Distanz zwischen Tat und Gegenwart unweigerlich größer wird? Für uns bedeutet es, noch vehementer für eine aktive Erinnerungsarbeit einzutreten. Es erfordert eine unablässige Zusammenarbeit mit jungen Menschen, ohne sie zum zivilgesellschaftlichen Engagement zu überreden. Im vergangenen Schulhalbjahr hat die Geschichtswerkstatt des IZS mit dem Wahlpflichtkurs „Erinnerungskultur“ (10. Jahrgang) des *Theodor-Heuss-Gymnasiums* (THG) zusammengearbeitet. Neben der gemeinsamen Arbeit im Archiv haben auch sechs Schülerinnen des Kurses am 27. Januar eine Gedenkveranstaltung im Rahmen des *Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust* durchgeführt – schon am Tag zuvor hatte eine Gruppe Wolfsburger Jugendlicher einen solchen Gedenktag im *Kulturhaus Westhagen* komplett eigenständig organisiert, der von über 130 Menschen besucht worden ist. Auch einige ihrer Reden sind in dieser Aussage abgedruckt. Wir sprachen mit der THG-Schülerin Janne Manderscheid über ihr Engagement an diesem Tag.

**Aleksandar Nedelkovski:** In deinem Vortrag am 27. Januar hast du dich mit Fotografien aus Auschwitz auseinandergesetzt. Zum einen mit den vier Fotografien, die durch die Häftlinge des „Sonderkommandos“ aufgenommen worden sind, zum anderen mit Fotografien aus dem





Blick aus der Gaskammer auf die Verbrennungsgruben vor dem Krematorium V in Auschwitz-Birkenau; Foto: Alberto, Alex' Errera



Frauen auf dem Weg in die Gaskammer; Foto: Alberto, Alex' Errera

sogenannten Lilly-Jacob-Album. Kannst du wiedergeben, welche Gedanken du hattest, als du die Fotografien das erste Mal betrachtetest hast.

**Janne Manderscheid:** Ich fand sie in erster Linie überwältigend im Sinne von bewegend, weil sie mir wirklich noch einmal visuell verdeutlicht haben, was für schreckliche Taten passiert sind. Vor allem die vier Fotografien des „Sonderkommandos“, da sie aus der Perspektive eines Häftlings entstanden sind. Also das fand ich auf jeden Fall überwältigend.

**Aleksandar Nedelkovski:** Was meinst du genau mit überwältigend? Haben dich die Bilder im Nachgang noch beschäftigt?

**Janne Manderscheid:** Ja, auf jeden Fall. Ich habe ja auch noch einige weitere Bilder gesehen, die nicht zu diesen vier Fotografien gehören. Wenn man die Leichenberge sieht, bleibt einem das im Gedächtnis, weil es einfach unmenschlich ist. Ich kann nicht nachvollziehen, wie man auf die Idee kommt, Menschen so zu behandeln, als ob sie keine Menschen wären.

**Aleksandar Nedelkovski:** Habt ihr auch in der Gruppe über die Fotografien gesprochen und wie ihr mit ihnen umgehen sollt?

**Janne Manderscheid:** Wir haben darüber gesprochen, wie sehr uns die Bilder beschäftigen, und dann haben wir darüber geredet, wie wir mit den Fotografien im Vortrag umgehen sollen. Was können wir eigentlich zeigen, es war ja ein Vortrag in der Schule, und wir wussten nicht, ob auch jüngere Schülerinnen und Schüler kommen werden. Wir haben uns dann für eine Trigger-War-

nung entschieden. Wir haben auch darüber gesprochen, wie wir persönlich mit den Fotografien umgehen. Wenn man sich länger mit ihnen beschäftigt, gehen sie einem schon sehr zu Herzen. Die Schwierigkeit des Themas muss einem bewusst sein. Denn je mehr man sich in die Lage der Häftlinge hineinversetzt, desto schwieriger wird es, sich intensiv damit auseinanderzusetzen.

**Aleksandar Nedelkovski:** Muss man sich denn überhaupt hineinversetzen?

**Janne Manderscheid:** Die Bilder sind in erster Linie dazu da, um zu informieren und in einem kleinen Ausschnitt zu zeigen, was passiert ist. Mir persönlich geht es jedoch oft so, dass ich mich bei der Betrachtung von Fotografien automatisch in die Lage von den dort abgebildeten Menschen hineinversetze. Und ja, das fällt mir dann bei solchen Bildern wirklich auch schwer, und es ist wirklich schwer, damit umzugehen. Aber natürlich waren die Bilder ja nicht dazu da, dass man sagt: „Schau mal, wie schrecklich“. Es ging ja mehr darum, zu zeigen, was eben passiert ist, auf einer sachlichen Ebene.

**Aleksandar Nedelkovski:** Du hast in deinem Vortrag auch über die Fotografien aus dem „Lilly-Jacob-Album“ gesprochen. Wie war dein Erleben in diesem Falle bei der Betrachtung der Bilder, die aus der Perspektive der Täter aufgenommen wurden?

**Janne Manderscheid:** Das fand ich auf jeden Fall leichter. Da wurden ja jetzt auch nicht so schreckliche Dinge gezeigt. Es war auch aus dem Grund hochinteressant, weil ich mir die

Frage gestellt habe, warum die Nationalsozialisten diese Bilder gemacht haben.

**Aleksandar Nedelkovski:** Einige Aufnahmen in dem Album zeigen den Moment kurz vor Ermordung. Hast du darüber nachgedacht?

**Janne Manderscheid:** Ja, das fand ich auf jeden Fall auch sehr berührend, weil diese Menschen ja wirklich kurz vor ihrer Ermordung fotografiert worden sind, Familien einfach auseinandergerissen wurden.

**Aleksandar Nedelkovski:** Setzt ihr euch mit solchen Fotografien auch im Unterricht auseinander?

**Janne Manderscheid:** Nun, das ist sehr schwierig, weil es natürlich auch nicht einfach ist, sich mit solchen Bildern auseinanderzusetzen. Ich denke, dass es schon hilfreich ist, diese Bilder zu sehen, weil man sich das Geschehene vielleicht eher vorstellen kann. Aber vor allem das Bild, auf dem die nackten Frauen auf ihrem Weg in die Gaskammer zu sehen sind, da weiß ich nicht, ob es unbedingt angebracht ist, es im Unterricht zu zeigen. Schwierig. Generell sollten mehr Fotografien im Unterricht genutzt werden. Mir persönlich helfen Bilder immer, deswegen glaube ich, das könnte auch anderen helfen besser zu verstehen, was damals geschehen ist.

**Aleksandar Nedelkovski:** Du hast die Fotografie angesprochen, auf der die Frauen auf dem Weg in die Gaskammer sind. Sind solche Bilder emotional zu schwierig?

**Janne Manderscheid:** Das sind Menschen auf den Bildern! Und

wir können nie wissen, wie einzelne Personen darauf reagieren. Aber es ist generell schwierig, Bilder von Menschen zu zeigen, denen ihre Menschlichkeit genommen werden sollte und die dann ermordet wurden. Also ja, ich denke, vor allem emotional ist das schwierig.

**Aleksandar Nedelkovski:** Wieso habt ihr euch eigentlich dem Thema zugewandt?

**Janne Manderscheid:** Die Grundidee kam von meiner Mitschülerin Ariane, aber ich fand es auch sehr spannend, weil mir, wie ich schon gesagt habe, Bilder oft helfen, Dinge zu verstehen. Je mehr ich dann darüber gelesen habe, desto interessanter fand ich das Thema. Die Bilder aus unserer heutigen Perspektive zu betrachten und zu überlegen, was machen wir mit den Bildern, wie gehen wir mit ihnen um und wie können wir einfach dafür sorgen, dass so was nicht in Vergessenheit gerät.

**Aleksandar Nedelkovski:** Was können wir, deiner Meinung nach, tun? Was ist der Auftrag an deine Mitschülerinnen und Mitschüler, an andere Jugendliche, aber auch an die Erwachsenen?

**Janne Manderscheid:** Wir müssen auf jeden Fall darüber sprechen – so oft wie möglich. Es darf auf gar keinen Fall in Vergessenheit geraten. Der Schulunterricht kann dafür sorgen, aber auch darüber hinaus können wir uns mit dieser Thematik beschäftigen. Vor allem sollten wir unser Wissen weitertragen. Gerade da nur noch sehr wenige Zeitzeugen aus der Zeit leben. Deswegen müssen wir da selbst die Initiative ergreifen.

*Janne Manderscheid ist Schülerin des Theodor-Heuss-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 10. Jahrgang.*

- 1 Giorgio Agamben, Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge. Frankfurt am Main 2017, S. 30.
- 2 Die Namensgeberin des Albums, Lilly Jacob, kam nach der Evakuierung des KZ-Auschwitz zunächst in das KZ-Außenlager Groß-Rosen und wurde von dort aus in das KZ-Mittelbau-Dora überstellt. Sie überlebte und wurde am 11. April 1945 befreit. Ebendort fand sie das Album in einem Nachtkästchen. Da es auch Aufnahmen ihrer Familienmitglieder beinhaltete, die in Auschwitz ermordet worden sind, nahm sie es an sich. Im August 1980 übergab sie das Album an die Gedenkstätte Yad Vashem.
- 3 Neben den im Text angesprochenen Fotografien existieren noch weitere aus Auschwitz und anderen Konzentrationslagern. Es sind meist erkennungsdienstliche Aufnahmen, Luftaufnahmen durch die US Air Force oder auch solche Fotografien, die kurz nach der Befreiung durch die Alliierten aufgenommen worden sind. Siehe hierzu Cornelia Brink, Ikonen der Vernichtung. Berlin 1998; Christophe Busch/Stefan Hördler/Robert Jan van Pelt (Hg.), Das Höcker-Album. Auschwitz durch die Linse der SS. Mainz 2016; Bildungswerk Stanislaw Hantz e.V./Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart (Hg.), Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus. Berlin 2020.
- 4 Ausführlich dazu Tal Bruttman/Stefan Hördler/Christoph Kreuztmüller, Die fotografische Inszenierung des Verbrechens. Ein Album aus Auschwitz. Darmstadt 2019.
- 5 Im KZ-Ravensbrück dokumentierten Frauen mit einem eingeschmuggelten Fotoapparat ihre durch pseudo-medizinische Experimente entstandenen Gliedmaße.
- 6 Georges Didi-Huberman, Bilder trotz allem. München 2007, S. 34.



## Von der Kraft der Begegnung

Von Jennifer Benzler

Es war eine unfassbar eindrucksvolle Erfahrung, dieses Gespräch geführt zu haben. Unsere Arbeitsgruppe des *Phoenix Gymnasiums* war im Rahmen unseres Projekts, den *Internationaler Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocausts* mit zu organisieren, über die letzten Monate auf der Suche nach einem potenziellen Zeitzeugen. Es kristallisierte sich jedoch schnell heraus, dass es nur noch wenige Überlebende der nationalsozialistischen Lager in Deutschland und in anderen Ländern gibt, die von ihrer Geschichte erzählen können. Für manche von ihnen stellt es aufgrund ihres hohen Alters eine zu große Belastung dar, sich einem Gespräch mit uns zu stellen.

Allein der Gedanke, dass Julius Maslovat als Kleinkind ein Konzentrationslager erfahren und überlebt hat, ist unvorstellbar. Der 1942 im polnischen Piotrków Trybunalski als Yideler Henechowitz geborene gehörte der großen jüdischen Gemeinde an. Er kam bereits im durch die Nationalsozialisten dort errichteten ersten polnischen Ghetto in Unfreiheit zur Welt. Zahlreiche seiner engsten Verwandten, darunter auch seine Eltern, kamen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern ums Leben. Er selbst kam im Alter von zweieinhalb Jahren im Dezember 1944 nach Buchenwald, war ab Januar 1945 in Bergen-Belsen, wo er am 15. April befreit wurde. Vor unserem Interview mit ihm hatte unsere Arbeitsgruppe noch nie ein Gespräch mit einem Zeitzeugen geführt. Zuvor wussten wir vom Holocaust allein aus Erzählungen, Büchern und Filmen, doch nun mit Julius Maslovat persönlich über sein Erleben sprechen zu können, eröffnete uns eine komplett neue Perspektive.

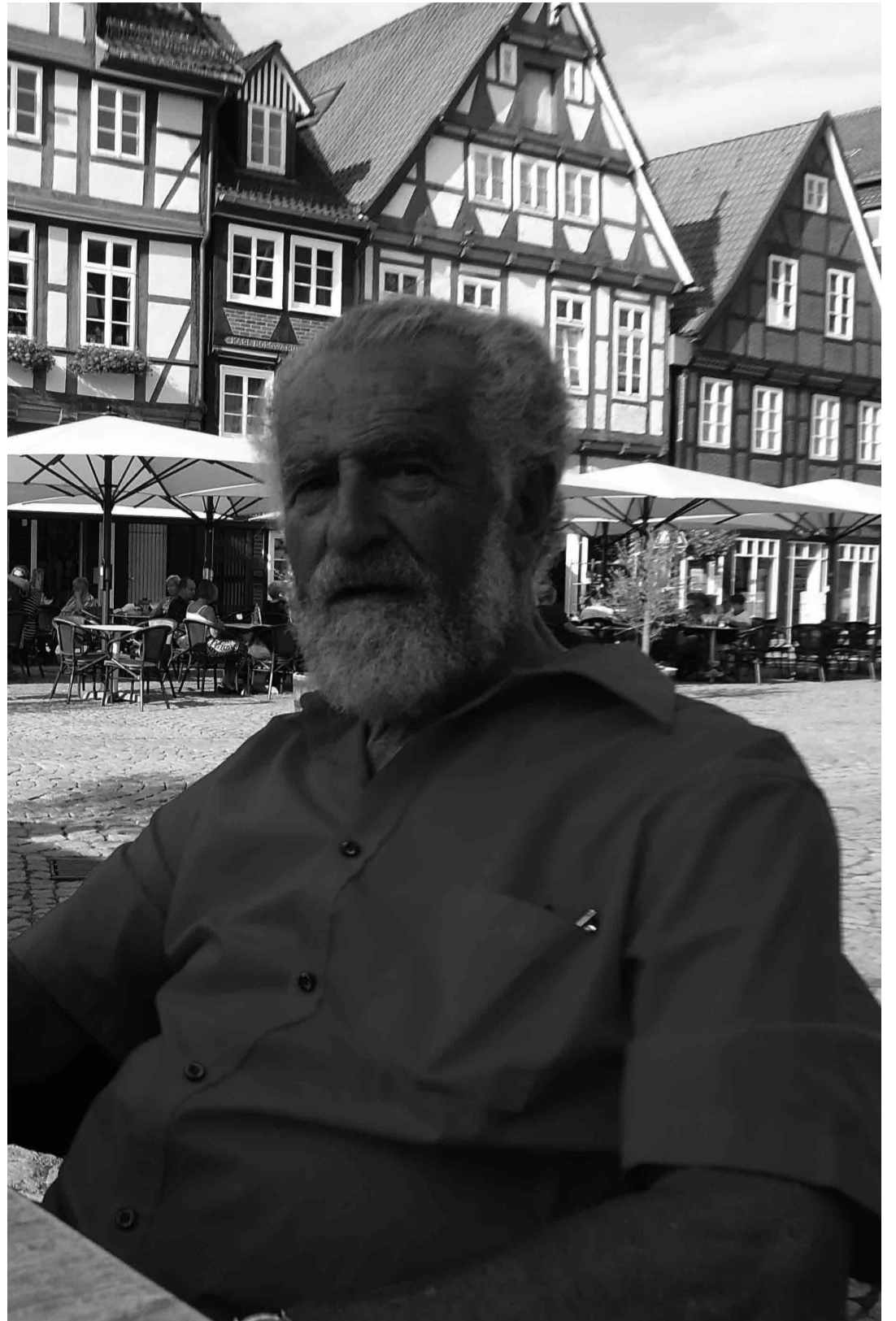
Für uns war es besonders hart, sich vorstellen zu müssen, wie ein unschuldiges zweieinhalbjähriges Kind in einem Konzentrationslager eingesperrt wird und auf sich alleingestellt ist – ohne seine Familie, ohne seine Eltern. Doch trotz aller Lebensgefahr und Gewalt, mit der er sich konfrontiert sah, erfuhr er Zusammenhalt und eine besondere Rücksichtnahme, die unter den Gefangenen gegenüber Kindern herrschte: ein Funke Hoffnung.

Seit dem Interview mit Julius Maslovat sind inzwischen zweieinhalb Wochen vergangen. Wochen, in denen wir intensiv über das Gespräch nachgedacht haben. Wochen, in denen wir Zeit hatten, das Gespräch zu reflektieren und unsere Gedanken zu ordnen. Je mehr wir uns mit seiner Erfahrung befassten, desto mehr Fragen kamen bei uns auf: Welche Aufgaben haben wir für die Erhaltung der Erinnerung? Welche Funktion nehmen wir als Jugendliche ein? Und wie wird es in Zukunft aussehen, wenn wir nicht mehr mit den Überlebenden über ihre Erfahrungen sprechen können?

Dadurch, dass wir uns über vier Monate hinweg mit dem Thema gemeinsam befasst hatten, konnten wir als Gruppe über uns hinauswachsen, neue Erfahrungen sammeln, neue Menschen kennenlernen. Wir haben an Bewusstsein über die Bedeutung einer intensiven Auseinandersetzung mit unserer Geschichte gewonnen. Der Einsatz für das Projekt hat uns offenbart, dass man an einer Sache festhalten muss, einander vertrauen muss, um Neues zu lernen, unseren Horizont zu erweitern und Nachhaltiges zu schaffen. „Keep it up“, „take action“, and „be open“ so die abschließenden Worte, die Julius Maslovat an uns richtete.

Wir müssen demnach gemeinsam die Erinnerung wachhalten. Wir müssen aufeinander zugehen, miteinander in den Dialog treten, offen sein und das kommunikative und kollektive Gedächtnis lebendig halten. Denn gemeinsames Erinnern bildet die beste Grundlage, die gemeinsame Geschichte zu verstehen, aus ihr zu lernen und die Fehler der Geschichte nicht zu wiederholen. Vor allem für unsere Generation bedeutet dies, zu intellektuellen Zeugen zu werden, die sich mithilfe ihres Einfühlungsvermögens, ihrer Empathie und ihres Willens zum Dialog der Geschichte annähern. Und darin sehe ich das Prinzip Hoffnung, das auch in der heutigen Veranstaltung verankert ist. Darum appelliere ich an Sie: Lassen Sie uns alle zu intellektuellen Zeugen unserer Geschichte werden!

*Jennifer Benzler ist Schülerin des Phoenix-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 12. Jahrgang.*



Julius Maslovat bei einem Besuch in Celle

## Unserer Verantwortung gerecht werden

Von Elisabeth Schneider

In der heutigen Zeit wachsen die meisten Kinder und Jugendlichen in Deutschland in einem sicheren Umfeld auf, in dem sie wohlbehütet und ohne Sorgen zu verantwortungsvollen Menschen heranwachsen können. Doch dies war nicht immer so. Und die Nationalsozialisten hatten weite Teile Europas mit Elend und unvorstellbaren Grausamkeiten überzogen. Von solchen Umständen umgeben aufzuwachsen, scheint für uns alle aus heutiger Sicht unvorstellbar. Dennoch gibt es bis heute Kinder, denen dies auch auf europäischem Boden widerfährt.

Genau aus diesem Grund ist es wichtig, sich immer wieder aufs Neue bewusst zu machen, was geschehen ist und was wir als Gesellschaft aus der Vergangenheit lernen können. Wir sind es all jenen Menschen, die Opfer des nationalsozialistischen Unrechtsregimes geworden sind, schuldig, aus diesen Verbrechen zu lernen.

Zu den Millionen Opfern gehörten Menschen aller Altersklassen. Im Grunde genommen hätte jeder und jede von uns, die wir heute zusammengekommen sind, um der Opfer des National-

sozialismus zu gedenken, insofern er oder sie nicht den Idealen der Nationalsozialisten entsprochen hätte, durch sie getötet werden können. Die Grausamkeit der Nationalsozialisten kannte keine Grenzen, nicht einmal vor Kindern machten sie Halt. Der Gedanke, dass so viele Kinder wahrscheinlich nie die Möglichkeit hatten, ihre Familie kennenzulernen oder überhaupt eine Kindheit zu erfahren, ließ uns erschauern.

Wir hatten bis jetzt zwar davon gelesen und hatten alle an einer schulischen Exkursion in die Gedenkstätte Bergen-Belsen teilgenommen, aber während unseres persönlichen Gesprächs mit einem Überlebenden, der als eines der jüngsten Kinder nach Bergen-Belsen kam, wurde uns bewusst, dass es noch viel schlimmer war als wir es uns ursprünglich vorgestellt hatten.

Unser Interviewpartner Julius Maslovat lebt heute glücklich mit seiner Familie in Kanada, jedoch traf dies nicht auf alle seine Lebensphasen zu. Denn nach seiner Geburt 1942 im bereits durch die Nationalsozialisten besetzten Polen wurde er selbst als Klein-

kind in insgesamt drei Konzentrationslagern deportiert. Eines davon war Bergen-Belsen. Noch bei unserem Besuch konnten wir die traurige Stille, die diesen Ort wie einen Mantel umhüllt, spüren. Manche behaupten, an diesen Orten würde man bis heute noch den Tod riechen können. Insgesamt 52.000 KZ-Häftlinge aus vielen verschiedenen Ländern Europas fanden im Lager Bergen-Belsen oder unmittelbar nach dessen Befreiung am 15. April 1945 ihren Tod.

Vom Tod umgeben aufzuwachsen, was allein im KZ Bergen-Belsen rund 3.500 inhaftierten Kinder erfahren mussten, erscheint uns unvorstellbar. Wir sind froh darüber, dass Julius Maslovat uns an seiner Erfahrung aus dem KZ Bergen-Belsen und seinem späteren Lebensweg teilhaben hat lassen, damit wir daraus lernen und unserer Verantwortung als Menschen des 21. Jahrhunderts gerecht werden können.

*Elisabeth Schneider ist Schülerin des Phoenix-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 12. Jahrgang.*





# Von der Bedeutung der Zeitzeugen

Von Caroline Rojas Rodriguez

Mein Interesse für geschichtliche Zusammenhänge, insbesondere für die Zeit des des SED-Regimes, intensiviert sich noch, als wir während unserer Klassenfahrt im 10. Schuljahr die Gedenkstätte Hohenschönhausen besuchten und uns dort vor Ort ein Zeitzeuge seine Geschichte erzählte. Er berichtete uns von seiner dort verbrachten Haftzeit, den Foltermethoden und den Menschen, die er während seiner Gefangenschaft kennenlernte.

Es war aber nicht nur seine Geschichte, die mich zugleich traurig machte und auf eine gewisse Art und Weise faszinierte, sondern auch das Verhalten des Mannes. Wir merkten ihm auch Jahre später noch an, wie traumatisierend die Zeit seiner Inhaftierung für ihn gewesen sein muss. So zuckte er beispielsweise jedes Mal zusammen, wenn eine Tür zufiel und musste sich erst einige Sekunden sammeln, bevor er weitersprechen konnte. Meine Mitschüler und ich waren während und auch im Anschluss an seinen Vortrag still, trauten uns kaum zu reden. Man konnte die Bedrückung eines jeden Einzelnen spüren. Auf diese Weise hatten wir noch nie Geschichte erlebt.

Während meines Praktikums im IZS las ich viele Bücher, darunter auch das Buch *Sonderbehandlung* von Filip Müller, in dem er von seiner Zeit im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau berichtet. Auschwitz-Birkenau war der Standort des größten nationalsozialistischen Vernichtungslagers. Es steht symbolisch für die zahlreichen Orte des Verbrechens – und für die Erinnerung an das dort erlebte Leid. Müller berichtet von den grausamen Methoden, mit denen die Gefangenen von einer Flucht abgehalten wurden. So beschreibt er, wie die Nationalsozialisten geflüchtete Gefangene nicht nur töteten, sondern ihre Leichen später so zur Schau stellten, dass andere Gefangene gar nicht erst an Flucht zu denken wagten.<sup>1</sup> Auch beschreibt Müller wie die Juden in die Irre geführt worden sind, bevor sie in den Gaskammern ermordet worden sind. Zunächst wurden sie unter Gewalteinwirkung dazu gezwungen, sich auszuziehen, damit die Leichen später nicht noch mühsam entkleidet werden mussten, ehe sie sich in die als Duschaum

getarnte Gaskammer begeben mussten. Doch irgendwann überlegten sich die Nationalsozialisten eine neue Strategie, die meines Erachtens noch grausamer war als die erste. Sie erklärten den verängstigten Jüdinnen und Juden, dass sich ihr Leben von nun an bessern würde, sie Arbeit und ausreichend Nahrung bekommen würden. Bevor sie dieses Leben jedoch beginnen könnten, mussten sie aus hygienischen Gründen gewaschen werden. Und so zogen sich die Juden friedlich und ohne Widerstand zu leisten aus und liefen direkt in ihr Verderben. Binnen Minuten wurden ihnen nicht nur die Hoffnung, die ihnen gegeben wurde, geraubt, sondern auch das Leben.<sup>2</sup> Darüber hinaus berichtet Müller auch von tragischen Schicksalen seiner Mitgefangenen, die an Krankheiten, durch Totschlag, an Erschöpfung verstarben. Filip Müllers Buch schildert die umfassende Entmenschlichung der Häftlinge in den Konzentrationslagern und dient zur Veranschaulichung der Unmenschlichkeit des NS-Regimes.

Um die Erzählungen über die in den Lagern verbrachten Jahre auch der jüngeren Generation zu vermitteln, sind nicht nur Aufzeichnungen und Berichte von Zeitzeugen eine wesentliche Quelle, sie selbst sind eine bedeutende Quelle. Durch sie geht das erfahrene Leid nicht verloren. Doch der größte Teil jener Menschen, die früher in den Konzentrationslagern inhaftiert waren, sind inzwischen schon sehr alt; viele sind bereits verstorben. Darum finde ich es wichtig, ihre Lebensgeschichten zu verschriftlichen, vielleicht sogar zu digitalisieren, um der Allgemeinheit einen Zugriff auf sie zu gewährleisten. Natürlich ist die Vermittlung durch Schriftstücke oder Filme nicht vergleichbar mit dem persönlichen Erzählen der Zeitzeugen. Doch jede Erfahrung, von der nicht mehr erzählt werden kann, ist unwiederbringlich verloren.

Caroline Rojas Rodriguez ist Schülerin des Gymnasiums Fallersleben und besucht dort den 11. Jahrgang.

<sup>1</sup> Filip Müller, *Sonderbehandlung*. Meine Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz. München 1979, S. 84.

<sup>2</sup> Ebd., S. 57–61.



Medizinischer Raum des Bordells, Buchenwald 1943; © Musée de la Résistance et de la Déportation de Besançon, Frankreich

## Frauen in den KZ-Bordellen

Von Katharina Elisabeth Pfalz Abrantes

Wir möchten am heutigen Gedenktag für die Opfer des Holocaust die Aufmerksamkeit auf eine Opfergruppe des nationalsozialistischen Unterdrückungsregimes richten, die aus vielerlei Gründen erst spät in den Fokus der geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung geraten ist: auf jene Frauen, die in den Konzentrationslagern zur Prostitution gezwungen wurden. In mindestens zehn Konzentrationslagern, darunter das Stammlager in Auschwitz, Ravensbrück und Buchenwald, erfolgte zwischen 1942 und 1945 infolge einer sogenannten Reichsanordnung Heinrich Himmlers, des *SS Reichsführers und Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums*, die Einrichtung und der Betrieb von Lagerbordellen.

Im perfiden Unterdrückungssystem sollten diese Frauen, jeweils in einem „Sonderbau“ innerhalb der Lager untergebracht und doch von den anderen Häftlingen isoliert, dazu dienen, die Arbeitsmoral und Arbeitsleistung einzelner ausgewählter Häftlinge zu gewährleisten. Die Häftlinge, meist solche, die in der Lagerhierarchie weiter oben standen, konnten sich über sogenannte Prämienscheine Zutritt zu dem jeweiligen Bordell im KZ beschaffen.

Doch welche Frauen wurden durch die Lagerkommandeure für diese Form der Zwangsprostitution in den Lagerbordellen ausgewählt? In den Augen des nationalsozialistischen Regimes war keineswegs jede Frau für dieses Sonderkommando geeignet. Vielmehr wurden sie nach einer Art „moralischem Kompass“ ausgewählt. Bereits ein minimaler Verstoß gegen die nationalsozialistischen Regeln konnte die Einstufung „asozial“ nach sich führen, die den Weg in die Bordelle vorzeichnete. Dafür reichte schon aus, um ein Beispiel zu geben, dass eine unverheiratete

Frau in der Öffentlichkeit mit einem Mann flirtete, die Polizei gerufen und Anzeige wegen ungebührlichen Verhaltens erhoben wurde. Als „asozial“ galten im NS-Sprachgebrauch all jene, die sich als unfähig erwiesen, als ein Teil der Volksgemeinschaft zu handeln. Neben den als „asozial“ stigmatisierten Frauen wurden auch politische sowie als kriminell eingestufte Gefangene zur Prostitution in den Lagerbordellen gezwungen. Einzig jüdische Frauen waren dafür nicht vorgesehen, da sie aufgrund der Gesetze der „Rassentrennung“ nicht infrage kamen.

Die für den Bordelldienst verantwortlichen Mitarbeiter der SS ließen einigen Frauen gelegentlich die Wahl, sich „freiwillig“ für den Sex-Dienst zu melden. Ausschlaggebend für eine solche „freiwillige Meldung“ war meist die Hoffnung auf bessere Zustände. Das waren eine bessere Ernährung, eine medizinische Überwachung, die Möglichkeit zur Körperhygiene, eine gesonderte Unterbringung und eine Sonderbehandlung, die sie beispielsweise vor dem Scheren des Haupthaars bewahrte. Die Frauen durften die Haare schulterlang tragen und wurden erst dann geschoren, wenn sie die Regeln missachteten und entsprechend bestraft wurden. So wie bei Magdalena Walter, bei der die Haare nach einem Selbstmordversuch geschoren wurden und sie neben der optischen Bestrafung zusätzlich zwei Wochen Bunkerarrest bekam. Es wurde einigen Frauen suggeriert, dass sie nach sechs Monaten „Dienstzeit“ ihre Strafe abgearbeitet hätten und sie anschließend freikommen würden. Auch wurde ihnen Geld versprochen. Doch war es faktisch nicht vorgesehen, eine Frau, die als Lagerprostituierte Zwangsarbeit verrichtete, aus der Lagerhaft zu entlassen.

Nicht selten wurden Frauen aber auch direkt zur Prostituti-

on gezwungen. Die inhaftierten Frauen wurden dafür während sogenannter „Musterungen“ oder „Tauglichkeits-Untersuchungen“ entsprechend nach Aussehen, ethischem Hintergrund, Alter und Vorerfahrungen katalogisiert.

Wie lief so eine Musterung ab? Den wenigen überlieferten Quellen zufolge – beispielsweise Dokumenten aus dem Lager Ravensbrück – waren die Frauen, die seitens der Kommandeure für tauglich erachtet wurden, im Durchschnitt zwischen 20 und 30 Jahre alt. Sie mussten sich in einer demütigenden Prozedur vor dem Lagerkommandanten des jeweiligen Lagers sowie den Lagerärzten und SS-Führern komplett entkleiden und einer genauen Begutachtung unterziehen lassen. Selbst die ärztliche Untersuchung, während der beispielsweise zwecks Überprüfung auf vorhandene Geschlechtskrankheiten ein Abstrich gemacht wurde, erfolgte in diesem Umfeld.

Nach dieser entwürdigenden „Musterung“ wurden die infrage kommenden Frauen fortgebracht, ohne dass ihnen mitgeteilt wurde, in welchem Konzentrationslager sie Zwangsprostitution leisten sollten. Eine Überlebende berichtete im Rahmen eines Oral-History-Projekts:

„ICH BIN AUS RAVENSBRÜCK NACH MAUTHAUSEN GEKOMMEN UND HABE ÜBERHAUPT NICHT GEWUSST, WAS MICH ERWARTET UND WO ICH HINKOMME. WAS HÄTTE ICH TUN SOLLTEN? WENN ICH MICH GEWEIGERT HÄTTE, HÄTTEN DIE GASKAMMER ODER DER STEINBRUCH GEDROHT. ICH HATTE KEINE WAHL.“

Was geschah aber mit jenen Frauen, die als „unbrauchbar“ für das „Sonderkommando“ eingestuft wurden? Frauen, bei denen die medizinische Untersuchung den Nachweis einer Geschlechts-



Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen; Foto: Anagoria



„UND DANN [...], WURDE MEINE NUMMER MIT AUFGERUFEN, DA HIESS ES, WIR SOLLTEN ZUR, WIE NANNTEN SIE DAS, SIE SAGTEN NICHT BORDELL, SAGTEN SIE NICHT. ZUM SONDERKOMMANDO.“

Linda Bachmann, Überlebende des KZ Mittelbau-Dora



Ansicht eines Zimmers im Bordell, Buchenwald 1943; © Musée de la Résistance et de la Déportation de Besançon, Frankreich



Blick in ein Frauendoppelzimmer im Bordell, Buchenwald 1943; © Musée de la Résistance et de la Déportation de Besançon, Frankreich

krankheit erbracht hatte, wurden für „Untersuchungen“ und Experimente zur Erforschung von Syphilis, Tripper und anderer Krankheiten benutzt.

Um einer unerwünschten „Vermehrung“ während der Lagerhaft entgegenzuwirken, wurden als „asozial“ stigmatisierte Frauen unmittelbar vor ihrer Inhaftierung zwangssterilisiert. Den als „kriminell“ eingestuft Frauen blieb dieses Schicksal er-

spart. Wurde eine von ihnen für den Zwangsdienst in einem Bordell ausgewählt, musste sie selbst dafür Sorge tragen, nicht schwanger zu werden. Kam es trotzdem zu einer Schwangerschaft, wurde umgehend unter Zwang abgetrieben. Nach kurzer Genesungszeit musste der „Dienst“ wieder aufgenommen werden. Physische wie psychische Folgen blieben unberücksichtigt. Hilfe und Unterstützung konnten sich die

Frauen allenfalls untereinander geben.

In ihrem autobiografischen Roman *Das Höllentor* berichtet die Schriftstellerin Anja Lundholm über das Schicksal jener Frauen. Lundholm selbst war als sogenannte Halbjüdin Anfang der 1940er Jahre nach Italien geflohen und dort im Widerstand aktiv. Nach der Geburt ihrer ersten Tochter ist sie durch ihren Vater, der sich zu einem über-

zeugten Nationalsozialisten gewandelt hatte, denunziert worden, sodass sie im Frühjahr 1944 wegen Hochverrats zum Tode verurteilt in das Konzentrationslager Ravensbrück überstellt wurde. In ihrem Roman gibt sie die Aussage einer Freundin über Frauen wider, die aus KZ-Bordellen zurück nach Ravensbrück gebracht worden waren:

„VIER KÖRPERLICH UND SEELISCH RUINIERT FRAUEN, DIE ALS UNBRAUCHBAR UND ARBEITSUNFÄHIG ZUR VERNICHTUNG INS LAGER ZURÜCKGESCHICKT WURDEN.“

Jeder Tag glich dem vorangegangenen. Vormittags wurden die Frauen mit Frühsport, Näh- und Putzarbeiten beschäftigt, gegen Abend begann die erzwungene Prostitution. An Sonntagen öffneten die Bordelle noch zeitiger, sodass sich die Arbeitszeit der Frauen verlängerte. Die Zwangsprostituierten waren größtenteils von allen anderen Häftlingen isoliert und durften den „Sonderbau“ nur unter Aufsicht der SS verlassen.

Magdalena Walter, die im Konzentrationslager Buchenwald im Lagerbordell als Zwangsprostituierte arbeiten musste, erinnert sich:

„WIR MUSSTEN JETZT JEDEN ABEND DIE MÄNNER ÜBER UNS RÜBERSTEIGEN LASSEN, INNERHALB VON ZWEI STUNDEN. DAS

HEISST, DIE KONNTEN REIN, MUSSTEN INS ARZTZIMMER, SICH 'NE SPRITZE ABHOLEN, KONNTEN ZU DER NUMMER, ALSO DEM HÄFTLING, KONNTEN IHRE SACHE DA VERRICHTEN. REIN, RAUF, RUNTER, RAUS, WIEDER ZURÜCK, KRIEGTEN SIE NOCHMALS EINE SPRITZE. DER HÄFTLING MUSSTE RAUS. WIR HATTEN EIN BADEZIMMER MIT SOUND SO VIEL WC'S. ALSO AN SAUBERKEIT HAT ES DA NICHT GEFEHLT. UND DANN KAM GLEICH DER NÄCHSTE WIEDER. AM LAUFENDEN BAND. UND DIE HATTEN NICHT LÄNGER ALS EINE VIERTELSTUNDE.“

Der 27. Januar 1945, die Befreiung des Stammlagers Auschwitz und somit dem ersten der Lager mit Sonderbau, war auch der Beginn der Befreiung der Frauen aus der Zwangsprostitution unter dem NS-Regime. Viele dieser Frauen wurden in den Jahren und Jahrzehnten danach weder gehört noch entschädigt. Viele von ihnen verstarben, ohne dass ihr Schicksal jemals anerkannt worden ist. Genau für diese Frauen erheben wir heute unsere Stimme. Wir kennen vielleicht nicht ihre Namen, wir kennen aber ihr Schicksal.

Katharina Elisabeth Pfalz Abrantes absolviert seit dem 1. September 2022 ein Freiwilliges Soziales Jahr im Bereich Kultur im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation.





Flüchtlingstreck in Richtung Deutschland; Foto: Bundesarchiv

## Die Flucht ins Heimatland

Von Stine Barner

Ich bin in einer Welt ohne Sorgen aufgewachsen. In meiner Welt gab es nichts, um was ich mir hätte Gedanken machen müssen. Ich habe nie Hunger leiden müssen, konnte mit meinen Freunden draußen herumlaufen, ohne mich vor irgendwas fürchten zu müssen, war nie ohne meine Eltern, die beide einen sicheren Arbeitsplatz haben, und habe mich gefreut, zur Schule zu gehen. Nachmittags saß ich oft bei meiner Oma. Wir spielten zusammen Karten oder gingen Eis essen.

Oma war schon immer ein Vorbild für mich. Ich habe zu ihr aufgeschaut und sie bewunderte für ihre Stärke. Ihr Leben war nicht immer einfach. Mit sechs Jahren musste sie ihre Heimat in der Nähe von Odessa verlassen. Drei Generationen vor Omas Geburt, waren meine Vorfahren ins Russländische Reich ausgewandert, nachdem Zarin Katharina II. am 22. Juli 1763 die Einwanderung von Ausländern in das Russländische Reich gestattet hatte. Fast zwei Jahrhunderte später, als der Zweite Weltkrieg ausbrach, sollten alle Russlanddeutschen in Arbeitslager deportiert oder zwangsausgewiesen werden, weshalb sich viele dazu entschieden haben, zu fliehen. Eine dieser Flüchtlinge war meine Oma. Sie hat nur selten über ihre Flucht und das Ankommen in der fremden Heimat Deutschland gesprochen, doch sobald sie sprach, wurde ich still und hörte zu.

„Es war morgens in der Früh“, beginnt sie, „Mutter kam rein und sagte, wir können hier nicht länger bleiben“. Oma starrt an die Wand. „Fritz lief noch raus, um all unseren Tiere genügend Fressen zu geben. Die Pferde bekamen den ganzen Sack Möhren und die Hühner all das Trockenfutter, was wir noch da hatten. Doch ich war noch zu klein, um das zu verstehen. Vater war schon seit einigen Wochen weg, doch wo er war, das wusste ich nicht. Mir wurde immer gesagt, er würde für uns kämpfen und dass er uns und all unsere Freunde beschützt. Also packte ich mein Kuscheltier und meine besten Kleider, Irma kam rein und half mir. Mutter nahm alles zu essen, Fritz sammelte unsere wichtigen Dokumente, Erna nahm alle Bilder von den Wänden und Reinhold spannte zwei Pferde vor die Kutsche. Ich trat mit meinen zwei Taschen vor die Tür und Fritz half mir in die Kutsche, in der auch schon die Nachbarn saßen. Ich konnte nicht mal meiner besten Freundin Tschüss sagen, da liefen die Pferde schon los. Dass wir diesen Ort nie wieder sehen würden, hätte ich nie gedacht. Ich dachte, wir würden für eine kurze Zeit an einen sicheren Ort gehen und nach ein paar Wochen mit Vater heimkehren. Alles wäre wieder wie vorher. Doch das war gerade mal der Anfang. Zwei Jahre verbrachten wir in Polen, bevor wir uns zusammen mit vielen ande-

ren Deutschen auf den Weg nach Deutschland machten. Ich sprach Deutsch und war Deutsche, doch noch nie zuvor war ich in diesem Land. Wir, sowie auch die meisten anderen Flüchtlinge, kamen nach Niedersachsen. Hier wurden wir wie Fremde angeschaut, obwohl wir doch nicht anders als sie waren – ein Volk. Mutter wurde verachtet, weil Vater nicht dabei war und sie mit fünf Kindern alleine war. Keiner wollte uns aufnehmen. Nachdem wir zwei Monate lang mit vielen anderen fremden Menschen zusammen in einer Sporthalle untergebracht gewesen waren, wurden wir auf unterschiedliche einheimische Familien aufgeteilt. Ich lebte in einer Wohnung mit Menschen, die ich nicht kannte. Zwar blieben wir alle im selben Dorf, dennoch waren wir zum ersten Mal sogar voneinander getrennt. Nichts hatten wir, nicht mal einander. Die Russen waren hinter uns her, weil wir Deutsche waren, doch die Deutschen haben uns nicht als Deutsche gesehen. Nichts waren wir und keiner wollte uns. Jeder war so mit seinen eigenen Problemen und Nöten beschäftigt, dass wir nur eine Last waren.“

Ich schaue Oma mit großen Augen an. In meinem Kopf sind tausend Fragen, doch ich weiß auch, dass es besser ist, sie nicht zu stellen. Es scheint für mich unbegreiflich, dass Oma ihre Heimat und alles, was sie hatte, verlassen musste. Es erscheint mir

wie ein Film, als etwas Surreales. Nie hätte ich gedacht, dass Oma so viel durchgemacht hat und als eine „Fremde“ gesehen wurde. Schließlich kannte sie nun jeder im Dorf. In den 1960er Jahren eröffnete sie mit Opa zusammen eine Bäckerei mit einem dazugehörigen kleinen ‚Tante Emma Laden‘. Wegen dieses Ladens wurde sie bekannt – für ihren Laden, nicht für ihre Herkunft. Sie wurde zu einem Teil der Gesellschaft, war nicht mehr die „Fremde“. Die meisten der Kunden wusste wahrscheinlich nicht einmal, dass sie in ihrer Kindheit hierher geflüchtet war, schließlich sprach sie Deutsch und hat den größten Teil ihres Lebens hier verbracht.

Oma lebt mittlerweile nicht mehr, doch ihre Geschichte bleibt. In den letzten Jahren sind mir einige Dinge klarer geworden, wie zum Beispiel, was es bedeutete, dass sie keiner aufnehmen wollte. Schließlich habe ich gesehen, wie wir 2015/16 reagiert haben, als die vielen Geflüchteten unterschiedlichster Herkunft nach Deutschland kamen. Nur gilt es, sich vor Augen zu führen, dass die Menschen, die damals, während des Zweiten Weltkrieges, die Russlanddeutschen aufnehmen sollten, selbst meist nichts hatten. Auch sie waren mit Wohnungsnot und Mangel konfrontiert. Und das Wenige, was sie hatten, sollten sie jetzt auch noch teilen. Noch immer habe ich Omas Worte im Kopf: „Geh ja nicht ohne et-

was zu essen aus dem Haus, Kind. Du weißt nie, was Geschehen mag.“ Um ein Zuwenig an Essen musste ich mir bei Oma nie Gedanken machen. Sie hatte immer den Kühlschrank voll und hätte sicherlich wochenlang ohne einkaufen gehen zu müssen überleben können. Ob das wohl daran lag, dass sie so plötzlich fliehen musste? Ich bin mir sicher, dass da noch mehr geschehen sein muss, weshalb sie so wenig über die Flucht sprach.

Zudem ist mir klar geworden, dass Oma mit ihrer Geschichte nicht die einzige ist. Es gibt so viele Russlanddeutsche, die seinerzeit flüchteten oder nach Deutschland vertrieben worden sind.<sup>1</sup> Egal, wie viel Zeit auch vergeht, die Geschichten bleiben. Nur durch die Erinnerung und das sich Bewusstmachen können wir die Zukunft anders aussehen lassen. Denn auch heute sind wieder Millionen Menschen aus der gleichen Region, in der auch meine Oma früher gelebt hat, auf der Flucht. Ihr würde wahrscheinlich die Sprache wegbleiben.

*Stine Barner ist Schülerin des Gymnasiums Fallersleben und besucht dort den 12. Jahrgang.*

<sup>1</sup> Rainer Schulze, „Wir leben ja nun hier.“ Flüchtlinge und Vertriebene in Niedersachsen – Erinnerung und Identität“, in: Klaus J. Bade/Jochen Oltmer (Hg.), Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg. Osnabrück 2002, S. 69–100.





Abb. 1: Das Wolfsburger Volkswagenwerk. Blick in die Ausstellung; Foto: David von Becker



Abb. 2: Werbebroschüren über Wolfsburg aus dem Bestand des IZS; Foto: Alexander Kraus

## Visuelle Erzählungen des technischen Wandels

Über die Ausstellung *Fortschritt als Versprechen*.

*Industriefotografie im geteilten Deutschland am Deutschen Historischen Museum*

Die Kuratorinnen Carola Jüllig und Stefanie Regina Dietzel im Gespräch mit Alexander Kraus

**Alexander Kraus:** Innerhalb der von Ihnen beiden konzipierten Ausstellung *Fortschritt als Versprechen. Industriefotografie im geteilten Deutschland*, die gerade im Deutschen Historischen Museum eröffnet worden ist (und dort noch bis zum 29. Mai zu sehen sein wird), ergründen Sie anhand vier unterschiedlicher Industrien die Bildsprache der auftragsgebundenen Industriefotografie. Neben der Stahl-, Chemie- und Textilindustrie ist auch der Automobilindustrie ein eigenes Ausstellungskapitel gewidmet, in dem auch das Wolfsburger Volkswagenwerk eine größere Rolle spielt (Abb. 1). Können Sie anhand dieses Beispiels die Idee und These der Ausstellung einmal im Kleinen durchspielen?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Kernthema der Ausstellung ist ja, dass im Auftrag entstandene Industriefotografie das Unternehmen nach außen wie nach innen positiv darstellen soll. Viele dieser Darstellungen haben mit verschiedenen Ausprägungen des Fortschritts zu tun: technologisch, unternehmerisch, aber auch sozial. Fortschritt kann aber in jeder Branche, jedem Unternehmen oder Betrieb zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen wirtschaftlichen Systemen etwas anderes bedeuten. Im Fall von Volkswagen ist das Narrativ eindeutig: Das Werk produziert massenhaft – und zunehmend automatisiert – Qualität für die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft. Betrachtet man die Fotografien genauer, fällt auf, dass in der Regel keine oder nur wenige Arbeiter und Arbeiterinnen

zu sehen sind – ein eindeutiges Indiz für technischen Fortschritt, der mühsame Handarbeit überflüssig machen soll. Die Wolfsburger Fotos wurden nicht nur in werkseigenen Publikationen (Geschäftsberichte, Werbebroschüren) veröffentlicht, sondern auch in werksfremden Büchern, einem Magazin wie *Merian* und so weiter (Abb. 2 und 3). Das ist sicher spezifisch für Wolfsburg.

**Alexander Kraus:** Fortschritt wie auch Entwicklung, so hat es der Historiker Daniel Speich Chassé formuliert, „bezeichnen als zu meist positiv konnotierte Prozessbegriffe das Wesen der Moderne selbst, insofern man diese als eine kollektive Verfassung begreift, die sich nie selbst genügt, sondern stets verändern und verbessern muss“.<sup>1</sup> Lässt sich dieser Anspruch der kontinuierlichen Veränderung und Verbesserung auch anhand der von Ihnen gesetzten Fallbeispiele aufzeigen?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Ja, auf jeden Fall. Natürlich war es den Auftraggebern wichtig, die jeweils neuesten Maschinen, innovative Produktionsverfahren, neue Produkte zu zeigen. Inhärent ist diesen Motiven natürlich das Versprechen auf ein besseres Leben. Wir befinden uns ja in einer Zeit, in der eine gewisse Fortschrittsgläubigkeit herrschte: Dank Technik wird das Leben besser. Und Fortschritt geht ja mit der Anschauung einher, dass sich auch die Gesellschaft stetig verbessert. Das wird besonders an den Fotos aus der DDR (und deren Kontextualisierung) deutlich, denn der Fortschrittsgedanke war

der Kommunismus: die ideale gesellschaftliche Zukunft, die es mit gemeinsamer Anstrengung zu erreichen galt.

**Alexander Kraus:** Für Wolfsburg lässt sich an vielfachen Beispielen aufzeigen, dass auch die Kommune innerhalb von Werbeprospekten und Stadtbroschüren fortwährend mit Fotografien aus den Produktionshallen der *Volkswagen AG* warb – oftmals gleichen sich die Motive, mitunter sind es die identischen Bilder. Haben Sie eine solche Indienstnahme der ortsansässigen Industrie zu Werbezwecken – die Modernität des Unternehmens sollte so auch auf die Stadt abstrahlen – auch für andere Städte, beispielsweise Leverkusen, auffinden können, oder handelt es sich dabei um ein Wolfsburger Spezifikum?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Das war eigentlich nicht unser Thema und wir haben nicht explizit nach solchen Objekten gesucht. Für Wolfsburg war es tatsächlich der Kontakt zum IZS, der entsprechendes Material lieferte. Ob eine vergleichbare Wechselwirkung zwischen Werk und Stadt an anderen prominenten Industriestandorten existiert, halten wir aber für durchaus möglich.

**Alexander Kraus:** Sie haben für die Ausstellung vornehmlich mit solchen Bildproduktionen gearbeitet, für die professionelle Fotografinnen und Fotografen durch die Unternehmen beauftragt worden sind. Zumindest in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten durfte innerhalb des Volkswagenwerks noch relativ

frei fotografiert werden: Immer wieder kam es vor, dass sich die Arbeiter an ihren Arbeitsorten in Szene setzen und knipsten. Würde sich das von Ihnen untersuchte Aufschwungsnarrativ auch auf solchen Aufnahmen finden?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Wir haben tatsächlich nur Aufnahmen professioneller Fotografinnen und Fotografen in die Ausstellung aufgenommen. Die private Fotografie am

Arbeitsplatz ist ein komplett anderes Thema, das wir gar nicht in den Fokus genommen haben, es hätte unser Konzept und auch unsere Kapazitäten gesprengt. Aber die Frage stellt sich in der Tat, und es wäre ein spannendes Projekt, dem nachzugehen. Das gilt übrigens auch für die DDR, man denke nur an die Fotos, die in Brigadetagebüchern verwendet wurden. Wobei man nicht vergessen darf, dass in vielen Fa-



Abb. 3: Fotografien Heinrich Heidersbergers, die auch in werksfremden Büchern gedruckt wurden; Foto: Alexander Kraus





Abb. 4: Vertragsarbeiterin aus Mosambik im VEB Baumwollspinnerei Flöha; Foto: Martin Schmidt (192–2018), Falkenau 1982 (im Original in Farbe), © Deutsches Historisches Museum



Abb. 5: Im Forschungslabor des VEB Fahlberg-List; Foto: Martin Schmidt (1925–2018), Magdeburg 1970 (im Original in Farbe), © Deutsches Historisches Museum

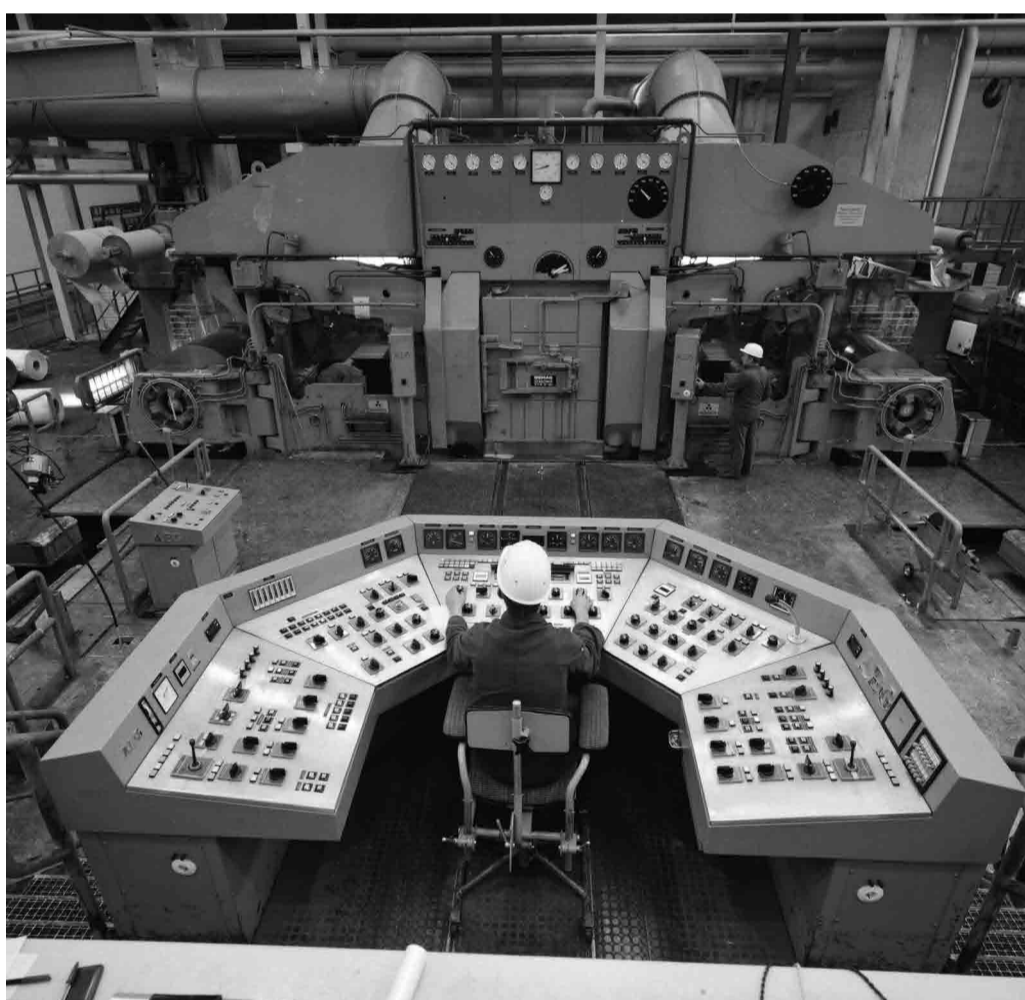


Abb. 6: Steuerpult im Stahlwerk; Foto: Werksfotografie, Rheinhausen, um 1980 (im Original in Farbe), © Historisches Archiv Krupp

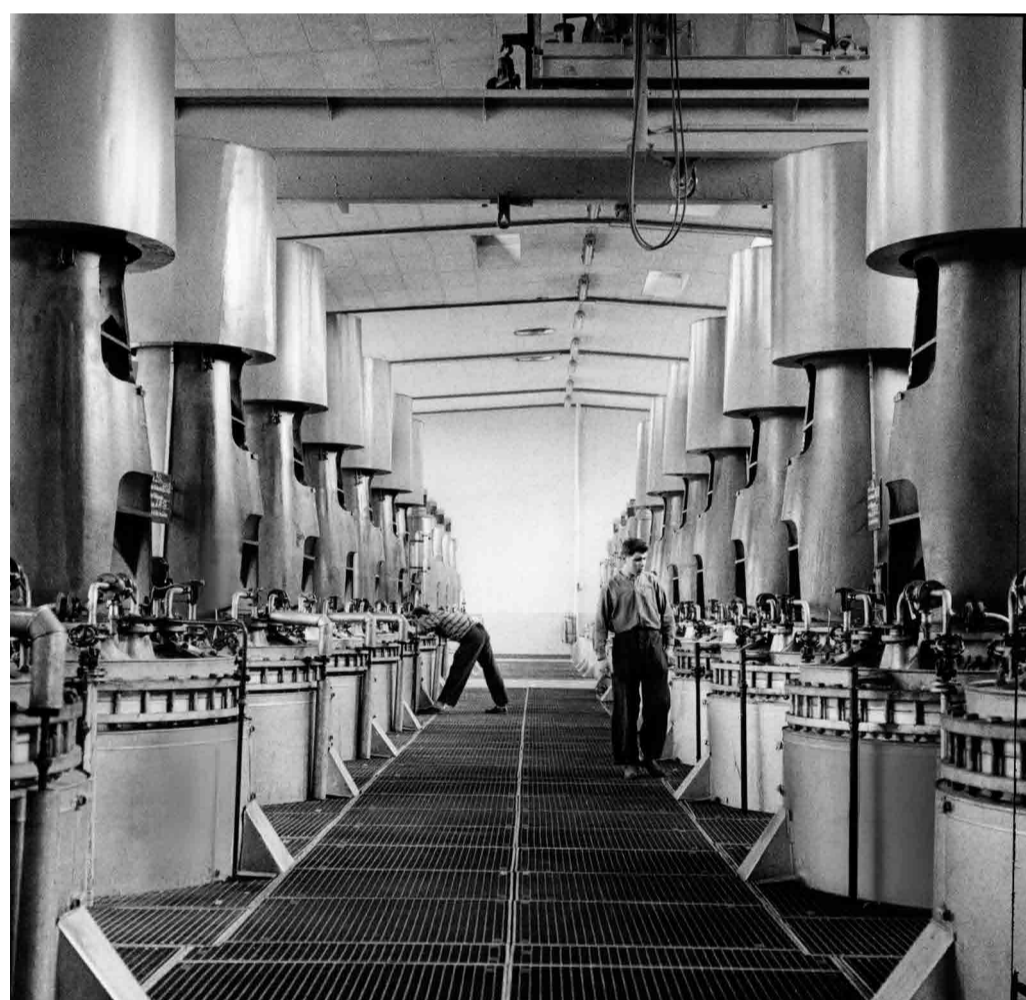


Abb. 7: BASF, Polystyrolfabrik; Foto: Werksfotografie, Ludwigshafen 1959, © BASF Corporate History

briken striktes Fotografierverbot herrschte – das ist ja heute immer noch so – etwa, um „Betriebsheimnisse“ zu wahren.

**Alexander Kraus:** Inwiefern finden sich denn innerhalb der durch die auftragsgebundene Industriefotografie geschaffenen visuellen Erzählung vom ‚Wirtschaftswunder‘ auch Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten wider? Immerhin hatten die im Anschluss an die ab 1955 geschlossenen zahlreichen binationalen Anwerbeverträge Millionen angeworbenen Arbeitskräfte einen erheblichen Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung. **Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Soweit wir das aufgrund unserer Recherchen beurteilen können, war es für die

westdeutschen Unternehmen in ihrer Selbstdarstellung kein oder nur ein marginales Thema und schlägt sich bildlich kaum nieder. Offenbar sahen die Unternehmen – zumindest die, mit denen wir uns beschäftigt haben – darin keinen Mehrwert. In der DDR finden sich dagegen durchaus Fotografien, die Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter zeigen (Abb. 4). Mit diesen Bildern wird allerdings ein anderes Narrativ verbunden: Die DDR übt internationale Solidarität und bildet Menschen aus dekolonialisierten Ländern aus, die dann in ihren Heimatländern helfen sollten, die Wirtschaft aufzubauen – natürlich in einer sozialistischen Gesellschaft. Dass hinter diesen Abkommen der Versuch stand, den permanenten Arbeitskräfteman-

gel zu beheben, wird nicht kommuniziert, ebenso wenig wie die tatsächlichen Arbeits- und Lebensbedingungen der Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter.

**Alexander Kraus:** Ein Streben nach einem Mehr an Effizienz durch technische Innovationen ist mit dem Fortschrittsideal eng verbunden. Dies zeigt sich innerhalb der Ausstellung nicht zuletzt auf den bereits erwähnten Broschüren der Stadt Wolfsburg, die auf Fotografien auch die zunehmende Automatisierung im Volkswagenwerk ins Bild setzen. Stand in den Jahrzehnten zuvor nicht selten der Arbeiter im Fokus des visualisierten Produktionsprozesses, ist er nun kaum mehr zu sehen. Ist ein solcher Wandlungsprozess auch für die

anderen untersuchten Industriezweige festzustellen – und wenn ja, wie zeigt er sich konkret?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Allgemein lässt sich diese Frage nicht beantworten, in den von uns untersuchten Branchen ist dies aus verschiedenen Gründen nicht einheitlich. So sind beispielsweise Produktionsprozesse in der Chemieindustrie bildlich undurchsichtig, sodass mehr Aufnahmen in Laboren mit entsprechenden, meist weiblichen Beschäftigten, zu finden sind (Abb. 5). In der Stahlindustrie werden die eher martialisch wirkenden Motive am Hochofen zunehmend ergänzt durch Aufnahmen aus Steuerzentralen, die dann die Modernität durch Automatisierung belegen (Abb. 6). Wie die Realität in den Pro-

duktionsstätten aussah, entzieht sich unser Kenntnis, denn unsere Quellen sind die überlieferten Bilder. Und auf diesen gehören die Beschäftigten zum tradierten Bildinventar, etwa, um Größenverhältnisse zu visualisieren oder die Motive lebendiger, interessanter und zugänglicher zu gestalten.

**Alexander Kraus:** Die Technikhistorikerin Martina Heßler hat innerhalb eines Aufsatzes dargelegt, wie rasch sich in der Halle 54, in der die Automatisierung der Endmontage vorangetrieben werden sollte, „die Grenzen des Robotereinsatzes“ zeigten<sup>2</sup> – und dies, obgleich die Halle durch die Volkswagen AG als „Modell des technischen Fortschritts“, von der IG Metall gar als „Kultstätte für Technologie-Fans“ beschrie-





Abb. 8: Arbeiterin an der Montagestraße des Trabant P 60; Foto: Werksfotografie, 1962/1964, © Zwickau – August Horch Museum

ben wurde. Haben Sie in dem von Ihnen gesichteten fotografischen Material auch solche Bilder entdeckt – und in die Ausstellung gebracht –, anhand derer die Grenzen des Fortschritts und der Rationalisierung sichtbar werden? Oder mit anderen Worten: Manifestiert sich in einzelnen Fotografien gerade in den Jahren *Nach dem Boom* auch Fortschrittskritik?<sup>3</sup>

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Das können wir klar verneinen, im Gegenteil: Die Auftragsfotografien negieren ja geradezu Krisen, das war ja auch ihre Aufgabe. Der Stahl fließt weiter, auch wenn Hunderte Arbeiter entlassen oder ganze Werke stillgelegt werden. Dafür wird dann die neue Effizienz der Produktion oder ein neues Verfahren oder Produkt in Szene gesetzt. Kritik findet sich sozusagen auf der „anderen Seite“, nämlich in Gewerkschaftspublikationen. Da wird dann sehr deutlich die Automatisierung als Arbeitsplatzvernichtung geißelt und ausführlich über Arbeitskämpfe berichtet.

**Alexander Kraus:** Wie verändert sich im Verlauf der Jahrzehnte das Mensch-Maschine-Verhältnis innerhalb der auftragsgebundenen Industriefotografie?

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Es verändert sich eigentlich nicht, soweit wir das beurteilen können: Der Stahlwerker oder der Bergmann sind Beherrscher der Elemente und damit auch der Maschinen, die diese verarbeiten. Mit der Automatisierung kommen andere, neue Maschinen ins Bild, die aber ebenfalls von Menschen bedient und beherrscht werden können (Abb. 7). Damit ändert sich eher das Bild der Beschäftigten, weg von der eher heroischen, männlich-körperlich dominierten Arbeit hin zur „sauberen“ Arbeit, die dann auch von Frauen übernommen werden kann.

**Alexander Kraus:** Wohlwissend, dass ich mit meinen Fragen die Dimension des Ost-West-Vergleichs bislang außen vorgelassen habe, obgleich sie doch eine große Rolle spielt, möchte ich abschließend fragen, woran sich innerhalb des Fallbeispiels der Automobilindustrie die größten Unterschiede zeigen lassen.

**Carola Jüllig/Stefanie Regina Dietzel:** Die beiden Unternehmen, die wir für die westdeutsche Automobilindustrie ausgewählt haben – Opel und VW – prunken geradezu mit ihren Bildwelten aus der Produktion, da werden bei Opel knallbunte Limousinen

montiert und diese Fotos dann in großformatigen Kalendern oder Broschüren veröffentlicht. Bei VW dominieren bis in die späten 1960er Jahre die Schwarz-Weiß-Ästhetik der abstrakten Formen und die Fließ- und Transportbänder, an denen unzählige Karosserien oder Türen durch weite Hallen quasi zu fliegen scheinen. Danach wird durch bewusste Unschärfe die Dynamik der automatisierten Produktion verdeutlicht. Da entsprechende Modernisierungsprozesse in der Automobilproduktion der DDR eher weniger ausgeprägt waren – staatliche Investitionen waren anderen, exportstarken Branchen vorbehalten –, bleiben die Bildwelten aus Eisenach und Zwickau über die Jahrzehnte fast unverändert: wo keine Modernität war, konnte sie auch nicht ins Bild gesetzt werden (Abb. 8).

*Stefanie Regina Dietzel, Studium der Kunst- und Bildgeschichte an der Humboldt Universität zu Berlin. Wissenschaftliches Volontariat an den Staatlichen Museen zu Berlin und Beschäftigung mit dem Nachlass Ludwig Windstossers im Museum für Fotografie mit Erarbeitung einer Retrospektive (2019). Laufende Dissertation in Geschichte und Theorie der Fotografie an der Folkwang Universität*

*der Künste in Essen zur fotografischen Repräsentation der Chemieindustrie der DDR. Kuratorin der Ausstellung.*

*Carola Jüllig, Studium der Kunstgeschichte und Germanistik. Seit 1993 Sammlungsleiterin am Deutschen Historischen Museum Berlin, seit 2015 zuständig für Fotografie. Kuratorin zahlreicher Ausstellungen zu Alltagskultur und Fotografie, zuletzt „Das exotische Land. Fotoreportagen von Stefan Moses“ (2019). Kuratorin der Ausstellung.*

- 1 Daniel Speich Chassé, „Fortschritt und Entwicklung“, in: Docupedia-Zeitgeschichte vom 21. September 2012, online abrufbar unter [https://docupedia.de/zg/Fortschritt\\_und\\_Entwicklung](https://docupedia.de/zg/Fortschritt_und_Entwicklung) [31.1.2023].
- 2 Martina Heßler, „Die Halle 54 bei Volkswagen und die Grenzen der Automatisierung. Überlegungen zum Mensch-Maschine-Verhältnis in der industriellen Produktion der 1980er-Jahre“, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Jg. 11 (2014), H. 1, S. 56–76, hier S. 57, online abrufbar unter <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2014/4996> [31.1.2023].
- 3 Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen 2008.

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER  
Institut für Zeitgeschichte und  
Stadtpräsentation  
der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG  
Anita Placenti-Grau

REDAKTION  
Alexander Kraus  
Aleksandar Nedelkovski  
Anita Placenti-Grau

BILDREDAKTION  
Katja Steiner

ANSCHRIFT  
Stadt Wolfsburg,  
Institut für Zeitgeschichte und  
Stadtpräsentation,  
Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg,  
Tel. (05361) 27 57 30,  
Fax. 27 57 57,  
E-Mail: [izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de](mailto:izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de)  
[www.wolfsburg.de/izs](http://www.wolfsburg.de/izs)

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500  
ISSN 2367-4431